L. germ.
175

156

L. germ. 175
Meister

Ling. German.
Gramat. Var.
Pg. 1109.

Friedrich des Grossen

wolthätige Rücksicht

auch auf

Verbesserung

teutscher Sprache

und

Litteratur.

Herausgegeben

von

Leonard Meister, Professor.

Zürich,

bey Orell, Geßner, Füßli und Komp. 1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Geschichte der Abhandlung über die teutsche Litteratur.

Es ist bekannt, daß der erlauchte Philosoph von Sans-Souci Ends des Jahres 1780. eine eben so gründliche als gelehrte Schrift über die teutsche Sprache und Litteratur herausgab. Eine Schrift von kleinem Umfang, aber reich an Beobachtungen. Ungeachtet ihres strengen Urtheils über die Sprache der Teutschen, erhielt sie den Beyfall von dem aufgeklärtern Theil der Nation. Der Ursprung dieser Abhandlung, und die Umstände, unter welchen sie erschienen war, sind allzumerkwürdig, als daß man sie nicht den Zeitgenossen und der Nachwelt bekannt machen sollte.

Nach dem böhmischen Feldzuge, während der Friedens-Unterhandlungen von Teschen, befand sich der Köniz von Preussen im Winter 1779. zu Breßlau. Er hatte eben wegen der Friedens-Unterhandlungen den Staats- und Kabinets-Minister von Hertzberg bey sich.

In einem vertraulichen Gespräch mit dem Minister äusserte sich der Monarch: „Er zweifle, ob Tacitus „mit eben so nachdrücklicher Kürze ins Teutsche übersetzt werden könne, wie ins Französische.„ Zu gleicher Zeit stimmte Se. Majestät für die Meynung: „Daß die alten Gothen aus Schweden gekommen, „und daß die parthischen Könige, aus dem Geschlechte „der Arsaciden, in der Geschichte eine weit glänzendere „Rolle gespielt hätten, als die Germanen.„ Gegen den König behauptete der Graf von Hertzberg die Ehre der teutschen Nation. Tags darauf schikte er Sr. Majestät eine teutsche und französische Uebersetzung des 17. und 44. Abschnitts von Tacitus Werkgen über Germanien. Die Uebersetzungen standen neben dem Original in drey Kolumnen von gleicher Grösse.

Cap. 37. Germaniæ sinum proximi Oceano Cimbri tenent. Parva nunc civitas, sed gloria ingens, veterisque famæ late vestigia manent, utraque ripa castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem, manusque gentis & tam magni exercitus fidem. Sexcentesimum & quadragesimum annum urbs nostra agebat, cum primum Cimbrorum audita sunt arma, Cæcilio Metello ac Papirio Carbone, Coss. Ex quo si ad alterum Imperatoris Trajani consulatum com-

Cap. 37. Die Uferbucht des teutschen Meeres bewohnen die Cimbern; die machen jetzo einen kleinen Staat aus, dem aber ein so grosser Name und solche Spuren von Lägern und Feldern übrig geblieben sind, daß man die alten Nachrichten von der Größe dieses Volks und seiner Heere desto leichter glauben kann. Rom hatte 640. Jahre gestanden, als wir zuerst von den Waffen der Cimbern höreten. Von da an bis zum zweyten Consulat des Kaisers Trajans sind 210. Jahre verflossen. So lange sie-

Chap. 37. Le rivage de la Mer Germanique est habité par les Cimbres. C'est à présent un petit Etat; mais d'un grand Nom; lequel avec les restes des camps & de l'étendue des demeures de cette Nation, fait foi de son ancienne grandeur & des armées nombreuses, quelle a produites. Notre ville avoit existé 640. ans, lorsqu'on entendit pour la premiere fois les armes des Cimbres. De là jusqu'au Consulat de l'Empereur Trajan, nous comptons 210. ans. C'est depuis tout ce tems là

putemus, ducenti ferme & decem anni colliguntur. Tam diu Germania vincitur. Medio tam longi aevi spatio multa invicem damna. Non Samni, non Pœni, non Hispaniæ, Galliæve, ne Parthi quidem sæpius admonuere. Quippe Regno Arsacis acrior est Germanorum libertas. Quid enim aliud nobis, quam cædem Crassi amisso & ipse Pacoro infra Ventidium dejectus Oriens objecerit? At Germani Carbone & Cassio & Scauro Aurelio & Servilio Cepione, M. quoque Manilio fusis vel captis, quinque Simul consulares exercitus Populo Romano; Varum tresque cum eo legiones etiam Cæsari abstulerunt. Nec impune C. Marius in Italia, Divus Julius in Gallia, Drusus ac Nero & Germanicus in suis eos sedibus perculerunt. Mox ingentes C. Cæsaris minæ in ludibrium versæ. Inde otium, donec occasione discordiæ nostræ & civilium armorum, expugnatis legionum hibernis, etiam Gallias affectavere; ac rursus pulsi inde, proximis temporibus triumphati magis, quam victi sunt.

gen wir nun schon an Teutschland. In diesem zweyten Zeitraum hat man sich blos von beyden Seiten vielen Schaden gethan. Weder die Samniter, noch die Carthaginenser, noch die Spanier, noch die Gallier, noch auch selbst die Parther haben uns so oft gedemüthiget. Das freye Germanien ist viel schärfer, viel gefährlicher als das despotische Parthien. Was kann sich der Osten mehr von uns rühmen, als die Niederlage des Crassus. da er doch auch selbst vom Ventidius überwunden und sein Pacorus gefangen worden? Die Teutschen aber haben dem Römischen Volke fünf konsularische Heere, die theils geschlagen, theils gefangen worden, und dem Cäsar Augustus den Varus mit drey Legionen entrissen. Marius hat sie in Italien, Julius Cäsar in Gallien, Drusus, Nero und Germanicus in ihren eigenen Sitzen blos erschüttert, und auch dieses ist nicht ungerochen geschehen. Die Drohungen des Calligula dienten ihnen nur zum Spott. Hierauf war ein Stillstand, bis sie von unsern innerlichen Unruhen und bürgerlichen Kriegen die Gelegenheit ergriffen, die Winterläger unserer Legionen zu erobern, und selbst Gallien anzugreifen. Man vertrieb sie endlich zwar daraus, nachhero aber haben wir mehr über sie triumphirt, als sie überwunden.

que nous sommes occupés à vaincre la Germanie. Dans cette longue époque on n'a fait, que se faire mutuellement du mal. Ni les Samnites, ni les Carthaginois, ni les Espagnols, ni les Gaulois, ni les Parthes, ne nous ont si souvent humilié. La libre Germanie est beaucoup plus dangereuse que le Despotisme des Arsacides. L'Orient ne peut rien nous reprocher que la defaite de Crassus, ayant aussi été vaincu par Ventidius & ayant même perdu Pacorus. Mais les Germains ont enlevé au Peuple Romain cinq armées consulaires battues ou faites prisonnieres, & à César Auguste Varus avec trois Legions. Ils n'ont essuyé que des secousses par Marius en Italie, par Jules César dans les Gaules & par Drusus, Néron & Germanicus dans leur patrie; encore celà ne s'est-il pas fait impunement. Les menaces de caligula n'ont fait qu'exciter leur risée. On a éte tranquille ensuite, jusqu'à ce qu'à l'occasion de nos guerres civiles, ils ont enlevé les quartiers d'hyver de nos légions, & ont même osé attaquer les Gaules. On les en a chassés, mais dans la suite nous en avons triomphé plûtôt, que nous ne les avons vaincu.

Cap. 41–44. Majorem Germaniæ partem obtinent Suevi, propriis adhuc Nationibus nominibusque discreti. Pertinent ad eos prope Albim Angli, Semnones & Longobardi, quos paucitas nobilitat, quod plurimis ac valentissimis Nationibus cincti non per obsequium sed præliis & periclitando tuti sunt. Versus Danubium Marcomanni & Quadi agunt. Eorum terga claudunt Gothini. Trans Lygios (Schlesier) Gothones regnantur, paulo jam adductius quam ceteræ Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem. Protinus deinde ab Oceano Rugii, Suionum hinc civitates ipso in Oceano, præter viros armaque classiibus valent. Trans Suiones aliud mare pigrum ac prope immotum, quo cingi cludique terrarum orbem fides.

Cap. 41. 44. Den größten Theil von Germanien bewohnen die Sueven, die sich wieder in viele Völkerschaften und Namen vertheilen. Dazu gehören an der Elbe die Angleu, die Semnonen, die Longobarden, die sich durch ihre geringe Anzahl und Tapferkeit unterscheiden, nnd sich gegen die zahlreichste und streitbarste Völker erhalten. Gegen die Donau wohnen die Markomannen und Quaden, hinter denen, die Gothinen; jenseit der Lygier (Schlesier) sind die Gothonen, die etwas strenger regieret werden als die übrigen teutschen Völker, doch nicht mit Verlust der Freyheit. Längst dem Ocean (der Ostsee) wohnen die Rügier, hernach folgen die Schwedische Völker mitten im Ocean, die an Kriegsmännern, Waffen und Flotten sehr mächtig sind. Jenseits von Schweden ist ein anderes Meer, das stille und fast unbewegt seyn soll, und von dem man glaubt, daß es die Erdkugel endiget und umschliesset.

Chap. 41–44. La plus grande partie de la Germanie est habitée par les Sueves, qui sont subdivisés en un grand nombre de Nations. C'est à cette grande Nation qu'appartiennent près de l'Elbe, les Angles, les Semnons & les Longobards, lesquels se destinguent par leur petit nombre & par la valeur, avec laquelle ils se soutiennent contre les Nations les plus guerrieres & les plus nombreuses. Les Marcomannes & les Quades s'étendent jusqu'au Danube. A leurs dos se trouvent les Gothins. Au de là des Lygiens (Siléſiens) demeurent les Gothons, qui sont gouvernés plus rigoureusement que les autres peuples de la Germanie, mais sans être entièrement asservis. Le long de l'Océan (Mer Baltique) habitent les Rugiens. Les Nations Suedoises suivent ensuite dans l'Océan même & sont fort puissantes en hommes, en armes & en flottes. Au de là des Suedois il y a une autre mer tranquille & immobile, qui doit finir & environner le continent.

Herr von Hertzberg begleitete die Uebersetzung mit folgendem Brief an den König:

„Ich nehme die Freyheit, Euer Majestät einen „Abschnitt aus Tacitus Buch über Germanien zu über-

„reichen, so wie ich ihn ins Teutsche und Französische „übersetzt habe. Die teutsche Uebersetzung scheint mir „der französischen in nichts nachzustehn, weder in der „Bestimmtheit noch in der Reinheit. Zugleich beweißt „dieser Abschnitt, welch grossen Vorzug Tacitus den „Germanen über die Parther und über die Arsaciden „gegeben habe, auch zeigt er, daß die Gothen, die „Sueven oder Vandalen, die Longobarden, Angeln, „Rugier, Herulen und andre Völker, die nachherigen „Zerstörer des römischen Reiches, den alten Wohnsitz „zwischen der Elbe und Weichsel, folglich gerade in „Gegenden gehabt haben, die sich gegenwärtig unter „Ewr. Majestät Oberherrschaft befinden. Ich hoffe, „Sie nehmen die Freyheit nicht übel, womit ich „Ewr. Majestät diesen kleinen Versuch überreiche.
„Breslau, den 29. April 1779.

Hertzberg.

Eine halbe Stunde darauf schikte der König dem Minister sein Schreiben zurück, mit folgender Antwort am Rande, von der eigenen Hand Sr. Majestät.

„Ich las' ihren Versuch einer Uebersetzung aus dem „Tacitus, und es läßt sich dagegen nichts einwen„den; allein es ist die Beschreibung von den Sitten „der Teutschen, und sie zu übersetzen ist eben nicht „schwirrig, wol aber jener spruchreiche und nachdrück„liche Styl, in welchem er mit wenig. Worten die

„Charakter und die Laster der römischen Kaiser aus=
„mahlt. Wagen sich die Uebersetzer an das Leben des
„Tiberius, des Klaudius, an jenen zugleich mahleri=
„schen und lakonischen Ausdruck, der mit zwey Worten
„so vieles darstellt! Dieß ist's, was von unsern
„Schriftstellern Nachahmung verdient, wenig Worte,
„und reicher Sinn. Seh'n sie da die unverletzliche
„Regel, welche sie bey ihren Arbeiten im Aug haben
„müssen! Quot verba, tot pondera. Ich bitte Sie
„um Verzeyhung, daß meine Unkunde sich vor Ihrer
„Gelahrtheit mit einer lateinischen Citation hervorwa=
„gen darf, allein es ist eine Anmassung, die Sie mir
„hoffentlich zu gute halten.„

Friedrich.

Dieses Urtheil des größten der Könige ist, ungeachtet der Schnelligkeit, mit der es gefällt wurde, eben so begründt als mit Bestimmtheit und Energie ausgedrükt, auch verdient es gewiß die Aufmerksamkeit aller Gelehrten, und sonderheitlich in Teutschland. Die entferntesten Jahrhunderte werden über den grossen Monarchen erstaunen, der, in dem 68. Jahre des Alters, zu gleicher Zeit mit so heroischem Muthe und mit beyspielloser Uneigennützigkeit die Rechte und die Freyheit von Teutschland vertháidigte, und hinein=drang in die Tiefen der Gelehrsamkeit.

Der Aufenthalt des Königs zu Breslau hatte auch

noch von anderer Seite die glüklichsten Folgen für die Litteratur. Seine Majestät unterhielt sich mehrmahl mit verschiedenen Gelehrten an diesem Orte, z. B. mit den Professoren Garve und Arlet, und zwar über die wichtigsten Gegenstände der Philosophie und anderer Wissenschaften. Bey dieser Gelegenheit äusserte er sich, daß, seiner Meynung nach, zur Aufklärung der teutschen Nation und zur Beföderung der Nationalgelehrsamkeit kein so sicheres Mittel seyn würde, als mehrere Beschäftigung der Jugend mit den beßten, griechischen und römischen Autoren, und eben in dieser Rüksicht ausgearbeitetere Uebersetzungen derselben, als man bisher nicht gehabt hat. Denselben Grundsatz schrieb hernach der König noch ausdrücklicher dem Staatsminister und Curator der Schulen und Universitäten, Baron von Zedlitz, vor. Aufs genauste befolgte man seinen Befehl, und das Studium der griechischen und römischen Klaßiker wurde in den Schulen und Kollegien von Berlin mit eben so viel Erfolg als Eifer getrieben.

Der König selbst schrieb hierauf eine vortrefliche Abhandlung, unter der Aufschrift: „Ueber die teutsche Litteratur, über ihre Gebrechen und die Ursachen derselben, und über die Mittel zu ihrer Verbesserung.„ Im November 1780. ließ er den Herrn von Hertzberg zu sich nach Sans-Souci kommen, und nach Vorle-

sung seiner Abhandlung trug er ihm auf, sie Französisch drucken, und hernach ins Teutsche übersetzen zu lassen, welches auch sogleich von dem Herrn Dohm geschah. Der Minister fand die Kritik Sr. Majestät über die teutsche Sprache zu streng; mundlich suchte er diese durch allerley Bemerkungen zu rechtfertigen. Zur Unterstützung seiner Bemerkungen schikte er dem Könige die Uebersetzung einer schwirrigern Stelle aus dem Tacitus, mit folgendem Briefe:

„Bin ich, Sire, nicht zu verwegen, wenn ich Ewr. „Majestät abermal kleine Versuche der Uebersetzung „einer Stelle aus den Annalen des Tacitus vorlegen „darf? Es ist die Rede, in welcher Seneca seine Güter „dem Nero zurückzustellen bemüht ist. Ich suchte „eine Uebersetzung zu liefern, die, so viel möglich, an „Reinheit und Gedrungenheit dem Original gleich „kommen sollte. Hernach verglich ich damit die „Dollmetschung des Amelot de la Houssaye, meines „Erachtens, durchaus nur französisirende Umschrei„bung, ohne daß der Uebersetzer immer den Sinn „des Originals getroffen habe. Gewiß ist's, und „hievon bin ich noch lebhafter durch die sehr be„gründten Bemerkungen Ewr. Majestät überzeugt wor„den, daß die teutsche Sprache noch der Reini„gung und Bereicherung bedarf. Ohne Zweifel tra„gen die Regeln, die ihr Ewr. Majestät vorschreiben,

„mehr als alles bey, diese Sprache zu bilden, und „die Nation zur Ausbildung derselben zu ermuntern.
„Sans-Souci, den 8. November 1780.

Herzberg.

At Seneca criminantium non ignarus, prodentibus, iis quibus aliqua honesti cura, & familiaritatem ejus magis adsperante Cæsare, tempus sermoni orat; & accepto, ita incipit: Quartusdecimus annus est, Cæsar, ex quo spei tuæ admotus sum: Octavus, ut imperium obtines: medio temporis tantum honorum atque opum in me cumulasti, ut nihil felicitati meæ desit, nisi moderatio ejus. Utar magnis exemplis, nec meæ fortunæ, sed tuæ. Abavus tuus Augustus M. Agrippæ Mitylenense secretum; Cilnio Mæcenati, urbe in ipsa, velut peregrinum otium permisit: quorum alter bellorum socius, alter Romæ pluribus laboribus jactatus, ampla quidem, sed pro ingentibus meritis, præmia acceperant. Ego quid aliud munificentiæ tuæ adhibere potui, quam studia, ut sic dixerim, in umbra educata: & quibus claritudo venit, quod juventæ tuæ rudimentis adfuisse videor? grande hujus rei pretium. At tu gratiam immensam, innumeram pecuniam circumdedisti; adeo ut plerumque intra me ipse volvam: Egone equestri & provinciali loco ortus, Proceribus civitatis adnuo meror? inter nobiles, & longa decora præferentes, novitas mea enituit? Ubi est animus ille modicis contentus? Tales hortos instruit, & per hæc suburbana incedit, & tantis agrorum spatiis, tam lato fœnore exuberat? Una defensio occurrit, quod muneribus tuis obniti non debui. Sed

Seneka wuste wohl, daß er verläumdet wurde, und er erfuhr es von denen, die noch anf Ehrlichkeit sahen. Da der Kaiser immer mehr seinen Umgang vermied, so bat er sich einen Tag Gehör aus, und da er es erhalten, so redete er ihn also an: Es sind nun sechszehen Jahre her, Cäsar, daß ich deiner Jugend zugegeben bin, und seit acht Jahren regierest du. Während dieser Zeit hast du mich mit so vielen Ehren und Reichthümern überhäufet, daß mir zu meinem Glücke weiter nichts fehlet, als es zu mäßigen. Ich will einige Beyspiele anführen, nicht von meinem, sondern von deinem Stande. Dein Aeltervater, Augustus, erlaubte dem Agrippa zu Mitilene in geheim, und dem Mäcenas, mitten in Rom, in Ruhe zu leben. Der eine hatte mit ihm die Gefahren des Krieges, der andere die Lasten der Geschäfte getheilt. Beyde hatten starke, aber auch ihren grossen Verdiensten angemessene Belohnungen erhalten. Was habe ich bisher zu deinem Ruhme beytragen konnen? Weiter nichts, als einige gleichsam im Schatten der Schule beygebrachte Kenntnisse, die bloß dadurch einigen Glanz erhalten, daß ich dem Unterrichte deiner Jugend vorgestanden. Dieses ist allerdings von grossem Werthe; aber dafür hast du mich auch mit so unermeßlichen Gnaden und Reichthümern überhäufet, daß ich öfters bey mir selbst folgendes bedenke: Wie kannst du, zwar von gutem Adel, aber aus der Provinz gebürtig, zu den Ersten des Reichs gerechnet werden? Wie kannst du als

uterque mensuram implevimus, & tu, quantum princeps tribuere amico posset, & ego quantum amicus a principe accipere. Cetera invidiam augent: quæ quidem, ut omnia mortalia, infra tuam magnitudinem jacent, sed mihi incumbunt: miki subveniendum est. Quo modo in militia, aut via, fessus adminiculum orarem; ita in hoc itiuere vitæ, senex, & levissimis quoque curis impar, quum opes meas ultra sustinere non possim, præsidium peto. Jube eas per procuratores tuos administrari, in tuam fortunam recipi. Nec me in paupertatem ipse detrudam; sed traditis quorum fulgore perstringor, quod temporis hortorum aut villarum curæ seponitur, in animum revocabo. Superest tibi robur, & tot per annos nixum fastigii regimen: possumus seniores amici quiete respondere. Hoc quoque in tuam gloriam cedet, eos ad summa vexisse, qui & modica tolerarent.

ein Neuling unter dem grossen und alten Adel prangen? Wohin geräth dein sonst mit wenigem zufriedener Geist? wie kamst du dazu so grosse Gärten anzulegen, und dir so viel Häuser, Aecker und zinsbare Gelder anzuschaffen? Nur eine Entschuldigung fällt mir bey; daß ich deinen Wohlthaten mich nicht habe widersetzen können. Wir haben aber beyde das Maaß angefüllet. Du hast als Fürst einem Freunde genug gegeben, und ich habe als Freund vom Fürsten genug empfangen. Was darüber gehet, erregt nur Neid. Deine Grösse erhebt dich zwar darüber, wie über alles was menschlich ist, mich aber trift er destomehr. Ich brauche Hülfe. Als ein durch lange Reisen oder Kriegesdienste abgematteter, als ein durch eine lange Lebensreise und durch ein hohes Alter zu allen Geschäften so untüchtig gewordener Mann, das ich die Last meiner Reichthümer nicht mehr ertragen kann, bitte ich um Unterstützung. Laß meine Güter durch deine Bediente verwalten, und nimm sie unter die deinigen. Ich werde mich dadurch nicht in Armuth stürzen, sondern wenn ich mich von demjenigen frey gemacht, das mir itzt noch die Augen verblendet, so werde ich die Zeit, die ich itzt bey meinem Garten- und Landbau zubringe, zum Nachdenken anwenden. Du bist nun dir selbst stark genug; deine Macht ist schon genugsam auf eine vieljährige Regierung gegründet. Deine alten Freunde können also nun zur Ruhe gehen. Es wird dir allezeit zum Ruhme gereichen, diejenigen auf den höchsten Gipfel gebracht zu haben, die sich mit einem mäßigerem Glücke behelfen können.

Eine Viertelstunde nach Durchlesung dieser beyden Stücke antwortete der König:

„Fürwahr, hier ist gutes Teutsch, und eines der „beßten Stücke, die ich bisher gesehn habe, allein „halten Sie mir meine vielleicht zu strenge Kritik zu „gute; ich liebe in ihrer Phrase das Wort Beyspiel *) „nicht; Exempel sollte es heissen. Gewiß ist's, wenn „Männer von ihrer Fähigkeit und von ihrer Gelehr„samkeit sich mit der Ausbildung der teutschen Spra„che abgeben würden, ihnen würde es ganz unge„zweifelt gelingen. Indeß danke ich Ihnen für das „Stück, welches Sie mir mitzutheilen beliebten.„

Friederich.

Während seines Aufenthaltes zu Sans-Souci versuchte es Herr von Hertzberg nochmals, dem König eine kleine teutsche Schrift des Herrn Nicolai über das Schöne zu lesen zu geben, und er überreichte sie ihm mit folgendem Briefe:

„Euer Majestät beschämten mich gestern durch die „strenge aber nicht unbillige Beurtheilung des Buches, „das ich Ihnen überreicht hatte. Gleichwohl scheint „mir das Ende der Erzählung so erhaben, und den „Regeln, die mir Ewr. Majestät vorlasen, so nah an„gemessen, daß ich es wage, das Buch Ewr. Majestät „noch einmal vorzulegen, ob Sie nicht vielleicht gut

*) So schiklich dem Sprachgebrauch nach das Wort Beyspiel seyn mag, so unschiklich mochte es freylich demjenigen scheinen, der es nur nach der Ableitung beurtheilte. A. d. H.

„finden möchten, noch einige Blätter von S. 62. wei-
„ter zu lesen. Als schönster Gegenstand erscheint da
„ein alter Exminister, den einer von den Prinzen
„wieder aufgespürt und an den Hof seines Vaters zu-
„rückgeführt hat. Nachdem er durch die Verläum-
„dungen eines Nebenbuhlers verjagt worden war,
„nahm er diesen hernach auch selbst gefallenen Neben-
„buhler auf, und machte ihn tugendhaft. Diese Er-
„zählung entwickelt, wie es mir scheint, sehr schöne
„Gesinnungen, ausgedrükt mit Kraft, Eleganz und
„Bestimmtheit; sie erinnert ganz an den Telemach und
„Idomenäus. Indeß halt' ich mich nicht für kompe-
„tirlichen Richter, und ich bitte um Vergebung, daß
„ich Ewr. Majestät abermal zu belästigen die Freyheit
„genohmen. Sans-Souci, den 9. Novemb. 1780."

Hertzberg.

Bald hernach schikten Se. Majestät das Büchelgen mit der Antwort zurück:

„Dieß geht eher hin, als dasjenige, was ich ge-
„stern gelesen habe, immer indeß fand ich auf zwo
„Seiten zween Fehler. Die brennende Wangen kom-
„men wol einem Menschen zu, welchen der Zorn
„oder der Wein ausser sich setzen; hier ist das Beywort
„falsch und paßt nicht für einen Prinzen, der froh ist.
„Ich bin zu aufrichtig, um solchen Fehlern Beyfall
„zu geben."

Friederich.

Nach der Rückkehr des Ministers von Hertzberg nach Berlin, schikte ihm der Monarch sein Werk, mit folgendem Briefe:

„Sehn Sie hier den Rest meines Werkes, welches „kopirt ist; ich machte darinn kleine Verbesserungen, „und überlasse es ihrer Prüfung. Sie nehmen wohl „auch die Mühe, es übersetzen zu lassen. Ich wünsche, „daß meine Zeitgenossen mir begründte Ursache geben, „sie loben zu können; niemand wird sich lieber mit „ihrer Lobrede beschäftigen, als ich. Würden mehrere „Ihnen ähnlich seyn, so wär' der Stoff völlig bereit, „und ich versichere Sie, ich würde ihnen Recht wie„derfahren lassen, und für dieselben die gleiche Hoch„achtung tragen, die ich für Ihre Person habe. Den „10. Novemb. 1780.„

Friederich.

Herr von Hertzberg nahm die Freyheit, dem Könige in folgendem Schreiben einige Veränderungen vorzuschlagen:

„So eben erhielt ich den Beschluß von dem vortref„lichen Werk über die teutsche Litteratur, welches mir „von Ewr. Majestät anvertraut worden. Das Origi„nal übergab ich Herrn Thibault zum Drucke. Gegen„wärtig beschäftige ich mich, es übersetzen und auch „teutsch herausgeben zu lassen. Bevor der Druck „vollendet seyn wird, werde ich Ewr. Majestät Exem„plare zusenden.„

„Vielleicht mißbilligen es Ewr. Majestät nicht, wenn
„ich an zwo Stellen andere Namen setze, die ver-
„muthlich in der Kopie verwechselt worden; die über-
„triebene Vergleichung mit dem Karfunkel findet man
„nicht in einem Werke des Heineccius, sondern in ei-
„nem andern des Professor Eberti zu Frankfurt, dem
„das Lesen spanischer Romane den Kopf verrückt hat.
„Demnach, wenn man den Teutschen einen guten
„Geschichtschreiber zum Muster vorschlagen will, so
„glaube ich, daß man, statt des Thomasius, schick-
„licher den Mascov nennt. Wirklich ist dieser einer
„von unsern besten Geschichtschreibern. Thomasius
„schrieb gewöhnlich nicht deutsch, auch zeichnete er sich
„in der Geschichte nicht aus, sondern in den Rechten
„und in der Philosophie, indem er unter anderm das
„Reich der Feen zerstöhrte.

„Auch weiß ich nicht, ob ich die hier beygefügten
„Verse Gottscheds vorschlagen darf, um sie an die
„Stelle jener ungereimten Strophe: Scheuß u. s. w.
„zu setzen. Man behauptet, daß sie sich in keinem ge-
„druckten, teutschen Gedichte befinde. Die Verse
„Gottscheds, den man sonst unter den Teutschen für
„einen klaßischen Schriftsteller ansah, geben jenen an
„Abgeschmaktheit und Phöbus nichts nach:

„Deines Geistes hohes Feuer
„Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee,
„Ja, das Eis ward endlich theuer
„An der runden Kaspersee.„

„Diese

„Diese Veränderungen gehen nur auf Namen und „Allegate, auf nichts Wesentliches. Uebrigens seh' „ich Voraus, daß vernünftige und unumfangene „Teutsche über einen Monarchen entzückt seyn werden, „der durch seine Regierung, durch sein Schwerdt und „durch seine Feder den Ruhm seiner Nation so unge„mein erhöht hat, und der, ungeachtet seiner bishe„rigen, anscheinenden Geringschätzung der teutschen „Sprache, nichts desto weniger ihre Stärke und „Schwäche so scharf geprüft hat, und zur Vervollkomm„nung derselben so vortrefliche Regeln vorschreibt. „Ein solches Vorbild erweckt eben so die Nacheyferung, „und giebt allen Kräften des Nationalgeistes höhere „Spannung, so wie das Vorbild Ewr. Majestät „bey den Monarchen von Europa die Lust erweckt „hat, durch sich selbst zu regieren. Ich glaube, ohne „Eitelkeit sagen zu dürfen, daß das erhabene Bey„spiel, einer ganz ausserordentlichen Tugend, womit „Euer Majestät der Welt vorleuchten, immer auch „mich in der engen Spähre eines Partikulars zur Nach„ahmung angespornt habe. Der Beyfall, den mir „Ewr. Maj. in ihrem lezten Schreiben nnd in einem „der vorhergehenden geschenckt haben, und die gnä„dige Aufnahme, womit Sie mich in Sans-souci „beehrten, erhöhen mich auf den Gipfel meiner Glük„seligkeit, und ich beeyfere mich mit neuem Mute,

„ihre gute Meynung zurechtfertigen. Nach nichts seh„ne ich mich mehr als nach öftern Gelegenheiten zur „Bezeugung der hohen Verehrung und der ehrfurchts„vollen Ergebenheit, womit u. s. w. Berlin den 12. „Nov. 1780. „.

Herzberg.

Seine Majestät nahmen die vorgeschlagenen Veränderungen nicht an, wie man aus folgendem Briefe sieht:

„Ich bitte um Gnade für den Karfunkel; er muß „in dem Werke bleiben. Die Sache ist wahr, und „sie gab viel zu lachen. Es war im Jahr 1722. zu „Wüsterhausen, wo ich diesen schönen Brief sah und „las; übrigens können Sie mit meiner Mäßigung zu„frieden seyn; nur mit Rosenstängeln schlug ich ja ih„re Deutschen, und an vielen Stellen mäßigte ich „die Strenge der Kritik. Danken Sie mir also für „meine Zurükhaltung, und treiben Sie mich nicht „aufs Aeusserste. Ich bin mit Hochachtung. Den „13. Nov. 1780.

Friderich.

N. Schr. „Thomasius hatte zu Halle auch Ge„schichte gelehrt; ich weiß es von ehmaligen Zuhörern „desselben; auch erhielt ich einige von seinen Schrif„ten; sie waren von Meisterhand, über die Rechte, „Geschichte, Philosophie; alle diese Wissenschaften be„saß er in vorzüglichem Grade „.

Herr von Hertzberg machte zur Rettung der Nationalehre einen neuen Versuch, in folgendem Briefe:

„Pünktlich werde ich den Absichten Ewr. Maj. genug „thun. Der Karfunkel wird bleiben. Nur wollte ich, „anstatt des Heineccius, den Namen des eigentlichen „Verfassers Eberti hinsetzen. Euer Majestät erinnerten „sich gar zu wol des Jahres 1722. Ich entdeckte das „Buch, und wirklich ists von dem Jahre. Auch „Thomasius wird seinen Platz behalten. Es ist wahr, „er schrieb viel und meisterhaft über das Staats- und „Lehnrecht, beyde so eng mit der Historie verwebt. „Nur in Absicht auf die deutsche Sprache übertraf „ihn Mascov. Euer Majestät erlauben also, daß man „von Gottscheds asiatischen Versen Gebrauch machen „darf. Die Deutschen werden sich der sehr gerechten „Censur Ewr. Maj. unterwerffen, nur werden sie für „einige Neuere Gnade verlangen. Den 14. Nov. 1780.

Hertzberg

Am Rande schrieb der Monarch: „Ich kann an die„sen Kleinigkeiten nichts weiter ändern„.

Der Druck des Werkes hatte seinen Fortgang, und Herr von Hertzberg schickte es dem Könige, mit folgendem Briefe:

„Da der Druck des Werkes, welches Euer Maje„stät dem Professor Thibault und mir anzuvertrauen „geruhet haben, vor Ende der Woche nicht fertig seyn

„wird, so nehme ich die Freyheit, Denselben den er„sten Bogen französisch und deutsch zu zusenden. Euer „Majestät sehn, daß man das französische Original „genau befolgt hat, nur muß man noch einige Druk„fehler verbessern. Auch hoffe ich, daß Sie mit der „deutschen Uebersetzung zufrieden seyn werden. Ich „trug ihre Verfertigung dem Kriegsrath und Archi„var Dohm *) auf. Vollkommen entspricht die Ue„bersetzung dem Original. Ganz wörtlich kann sie „wegen des Genius der Sprache nicht seyn. Beym „Wiederlesen und Uebersetzen dieser herrlichen Schrift „wurde ich noch mehr durchdrungen und überzeugt von „der Wahrheit und Gründlichkeit der vortreflichen Vor„schriften, welche Ewr. Maj. der Nation geben. Ber„lin den 19. Nov. 1780.„ Hertzberg.

Seine Majestät antworteten:

„Ich danke Ihnen für die Mühe, womit Sie, „nach dem Berichte vom 19ten, die Herausgabe des „Ihnen anvertrauten Werkes besorgen, wovon Sie „mir nun den ersten Bogen überreicht haben. Den „Rest erwarte ich, wenn Alles fertig seyn wird. Gott „erhalte Sie unter seiner heiligen und würdigen Ob„hut. Potsdam den 20. Nov. 1780.

Hertzberg.

*) Wegen vorzüglicher Verdienste und Gelehrsamkeit wurde Er seither zu höhern Stellen und in den Adelstand erhoben.

„Dem Staats- und Kabinetsminister, Herrn von Hertzberg „. *)

Ungeachtet des strengen Urtheils über die deutschen Gelehrten, fand gleichwol die Schrift des Königes bey dem größten Theil seiner Nation Beyfall. In dieser Schrift fand sie die wahren Ursachen, die bey ihr den Fortgang der schönen Wissenschaften verhindern; sie fand darinn vortrefliche Erinnerungen und Regeln zur Erweiterung und Verbesserung der Sprache und Litteratur. Es entstand ein neuer Wetteyfer unter Deutschlands Gelehrten; auch veranlaßte die Schrift des Königs verschiedene gute Schriften über denselben Gegenstand, unter andern das Schreiben des Abts Jerusalem an J. K. H. die verwittwete Herzogin von Braunschweig. In diesem Schreiben macht der Verfasser eine bescheidene Apologie für die deutsche Litteratur, zugleich aber anerkennt er die Gründlichkeit und die Vortreflichkeit der Vorschriften in der Abhandlung des Königs. Die Herzogin hatte über diese Abhandlung die Meynung des Abten zu wissen verlangt, und sein Schreiben schikte sie hernach an den Monarchen. Der Monarch übersandte es den 28. December 1780. in Begleite einer sehr gnädigen Zu-

*) Haben wir noch nöthig, auf den Unterschied in dem Styl aufmerksam zumachen? Vertraulicher Ton bey gemeinschaftlichen gelehrten Untersuchungen; Kanzleysprache hingegen nur bey Geschäften. A. d. H.

schrift dem Herrn von Hertzberg, der damals gefähr-
lich kranck war. Dieser Minister schrieb hierauf an
Seine Majestät:

„Sire, ich erkenne es als ein theures Merckmal
„des Andenckens Euer Majestät, daß Sie mir die
„Schrift des Abt Jerusalem über die deutsche Litte-
„tur mitheilen, die er bey Anlaß der Abhandlung
„Ewr. Maj. über den gleichen Gegenstand an J. K.
„H. die verwittwete Frau Herzogin von Braunschweig
„geschrieben. Ich durchlas diese Schrift, so bald es
„mir meine geschwächte Gesundheit erlaubte, und ich
„ließ sie durch den Secretair le Coq in unsrer Kanzley ins
„Französische übersetzen. Hier überreiche ich Euer Ma-
„jestät diese Uebersetzung, im Fall daß Sie dieselbe
„ganz oder zum Theil durchblättern wollten. Die Ab-
„handlung des Abt Jerusalem hat ihr Verdienst, und
„sie scheint mir mit Wahrheit, mit Anstand und Rein-
„heit geschrieben. Ueberhaupt giebt er den Gründen
„Beyfall, welche Euer Majestät zur Erklärung des
„schlechten Fortganges der deutschen Sprache anfüh-
„ren; die Hauptursachen sind einerseits jene Kriege,
„welche zwey Jahrhunderte durch Deutschland verwü-
„steten, anderseits der wenige Schutz von Seite der
„Fürsten. Der Abt gesteht ein, daß die gerichtliche
„und die Kanzelberedsamkeit in Deutschland niemals
„so glänzend werden können, wie in Frankreich, und

„zwar wegen der Verfassnng und der Religionslehren. „Hierüber sagt er manches, das bemerkenswerth ist. „Er giebt zu, daß die deutsche Sprache der französi„schen an fliessender Harmonie nachstehe, aber sie an „Kraft übertreffe; er behauptet, daß die deutsche Spra„che eben so harmonisch sey, als die griechische, die „eben so viel Mitlaute und noch mehr Diphtongen „habe. Endlich schließt er damit, daß seit der Regie„rung Ewr. Majestät, seitdem Sie bey der Kultur „aller Wissenschaften ganz Europa zum Vorbilde ge„worden, auch die deutsche Sprache und Litteratur „einen solchen Schwung genommen habe, daß hierinn „die Deutschen in kurzer Zeit den andern Nationen „vorlauffen werden. Der Prälat unterstüzt sein Gut„achten durch Gründe und Beyspiele, die seine Schrift „um so viel interessanter machen, je mehr sie im „Wesentlichen mit der Schrift Euer Majestät über„einstimmt.

„Ich glaubte, Ewr. Maj. meine schwache Mey„nung über diesen Aufsatz so gut vorlegen zumüssen, „als es meine dießmalige Gesundheitsumstände ge„statten. Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w. „Berlin den 3. Jenner 1781. „

Hertzberg.

Der König schrieb folgende Antwort:

„Mit ihrem gestrigen Brief erhielt ich die Ueberse-

„tzung von der Schrift des Abt Jerusalem über die „deutsche Litteratur. Ich schicke sie Ihnen mit vie„lem Danke für die hiebey genohmene Mühe zurück. „Indeß muß ich Sie bitten, daß Sie ihre Gesund„heit noch recht sehr schonen, und jede Arbeit unter„lassen, die von ihrer Seite allzu anhaltende Gei„stesanstrengung erfodert. Mir liegt ihre Wiederher„stellung am Herzen. Folgen Sie meinem Rathe, so „hoffe ich auf ihre baldige Genesung, und darüber „kann niemand mehr erfreut werden, als ich. Ich „empfehle Sie der göttlichen Obhut. Berlin 4. Jen„ner 1781.„

Friedrich.

„Dem Staats- und Kabinetsminister, Herrn von „Hertzberg„.

Wenn dieser Briefwechsel dem König und seinem Minister gleicher Weise zur Ehre gereicht, so sind die damit verbundenen Anecdoten nicht weniger interessant für die Zeitgenossen als merkwürdig für die Nachwelt, welche darinn hervorstechende Züge von dem wahren Character dieses grossen Monarchen entdeckt.

Ueber die
teutsche Litteratur;
Ihre Gebrechen und die Ursachen derselben
wie auch
Mittel
Zu ihrer Verbesserung.

Sie sind erstaunt, mein Herr, daß ich nicht meine Stimme mit der Ihrigen vereinige, um das vermeinte tägliche Wachstum der teutschen Litteratur zu lobpreisen. Eben so sehr, als Sie, lieb' ich unser gemeinschaftliches Vaterland; aus diesem Grunde hüte ich mich, dasselbe zu loben, bevor es die Lobeserhebung verdienet: Dieß hiesse sonst, jemand als Sieger ausposaunen, der noch mitten im Lauff ist. Ich warte, bis er das Ziel erreicht hat, und alsdenn wird mein Beyfall eben so aufrichtig als begründt seyn.

Sie wissen, daß in der gelehrten Republik die Meinungen frey sind; Sie betrachten die Gegenstände aus diesem, ich betrachte sie aus einem andern Gesichtspunct; gestatten Sie denn, daß ich mich erkläre, und daß ich Ihnen meine Art zu denken eben so wie meine Ideen über die alte und neue Litteratur, so wol in Absicht auf Sprachen und Kenntnisse, als in Absicht auf Geschmak, vorlege.

Ich fange an mit Griechenland, welches die Wiege der schönen Künste gewesen. Diese Nation redete die harmoniereichste Sprache, die jemals gewesen. Ihre

ersten Theologen, ihre ersten Geschichtschreiber waren Poeten; sie waren es, die ihre Sprache mit glüklichen Wendungen beschenkten, die eine Menge mahlerischer Ausdrücke schufen, die ihre Nachfolger lehrten, sich mit Anmuth, mit Zierlichkeit und mit Anstand auszudrücken.

Von Athen geh ich nach Rom; hier finde ich einen Freystaat, in langem Wettkampf mit seinen Nachbarn, im Gefechte für Ruhm und für Herrschaft. Alles war Kraft und Nerven in dieser Verfassung; erst nachdem Rom über Karthago, ihre Nebenbuhlerin, Meister geworden, bekam sie Geschmak für die Wissenschaften. Der grosse Afrikaner, der Freund des Lälius und des Polybius, war der erste Römer, der die Gelehrsamkeit beschützte. Hierauf folgten die Gracchen; auf diese Antonius und Craßus, zween berühmte Redner ihrer Zeit. Endlich gelangten die römische Sprache, Schreibart und Beredsamkeit nicht zu ihrer Vollkommenheit bis auf die Zeiten des Cicero, des Hortensius und jener schönen Geister, welche dem Zeitalter des Augusts zur Ehre gereichten.

Diese kurze Uebersicht mahlt mir den Gang der Sachen. Ich bin überzeugt, daß kein Schriftsteller gut schreiben kann, wenn seine Sprache weder ausgebildet noch polit ist; und ich sehe, daß man in jedem Lande bey dem Nothwendigsten anfängt, um hernach damit

das Angenehme zu verbinden. Zuerst bildet sich der römische Freystaat; er kämpft, um Land zu erwerben; er baut dieses Land; und nachher, als er nach den punischen Kriegen eine feste Form erlangt hatte, erwacht Geschmak für die Künste; die lateinische Sprache und Beredsamkeit werden vervollkommnet. Indeß kann ich die Bemerkung nicht aus der Acht lassen, daß der Zeitraum von dem ersten Afrikaner bis auf das Consulat des Cicero hundert sechzig Jahre umfasset.

Hieraus schließ ich, daß in jeder Sache der Fortgang langsam sey, und daß der Kern, welcher in den Boden gepflanzt wird, Wurzel schlagen, sich erheben, die Zweige ausbreiten und sich verstärken müsse, bevor er Blumen und Früchte hervortreibt. Nach dieser Regel untersuch ich alsdenn Teutschland, um mit Genauheit unsere diesmalige Lage zu bestimmen; von jedem Vorurtheile befreyt, soll die Wahrheit allein mir vorleuchten. Ich finde eine halb barbarische Sprache, in welcher wir eben so viele verschiedene Mundarten, als in Teutschland selber Provinzen, bemerken. Jeder Reichskräis hält seine eigne Mundart für die beste. Noch haben wir keine von der Nation besiegelte Sammlung von ausgewählten Wörtern und Redensarten, um die Reinigkeit der Sprache zu bestimmen. Was man in Schwaben schreibt, ist unverständlich in Hamburg, und Oesterreichs Styl ist dunkel in Sachsen. Es ist

also physisch unmöglich, daß auch das schönste Genie eine so rauhe Sprache in vorzüglichem Grade gut zu behandeln im Stand sey. Soll Phidias eine Gnidische Venus verfertigen, so verschaffe man ihm Marmor ohne Mängel, feine Grabeisen und gute Meisel; alsdenn mags ihm gelingen: Ohne Werkzeug, kein Künstler. Vielleicht, daß man mir einwirft, die griechischen Staaten seyen vormals in ihren Idiomen eben so verschieden, wie die Teutschen, gewesen; auch mag man hinzusetzen, daß selber noch heut zu Tage Styl und Aussprache, die von Ort zn Ort abwechseln, das Geburtsort der Italiäner verrathen. Diese Wahrheiten bezweifle ich gar nicht; indeß soll uns dieses nicht hindern, den Revolutionen des alten Griechenlandes und des neuen Italiens in ihrem Fortgang zu folgen. Die berühmten Dichter, Redner, Geschichtschreiber, gaben der Sprache feste Bildung durch ihre Schriften. Vermög eines stillschweigenden Vertrages, anerkennte das Publikum die Wendungen, die Redensarten, die Metaphoren, deren die grossen Künstler sich in ihren Werken bedienten: Diese Ausdrücke wurden gemein, sie machten die Sprachen zierlich; sie bereicherten und veredelten dieselben.

Laßt uns nunmehr einen Blick auf unser Vaterland werfen: Ich höre ein Gekraisch, aller Annehmlichkeiten beraubt, von jedem nach seinem Eigensinne behan-

delt; ganz ohne Auswahl der Ausdruck; die eigentlichsten und bedeutendesten Worte vernachläßigt, und der Sinn des Vortrages von episodischem Meerstrudel verschlungen. Ich forsche uach, um unsre Homere, unsere Virgile, unsere Anacreons, unsere Demosthenen, unsere Cicerons, unsere Thucididen, unsere Titus Livius zu entdecken; ich finde nichts, meine Bemühungen waren verlohren. Laßt uns aufrichtig gestehen, daß bisher die schöne Litteratur auf unserm Boden nicht glüklich gewesen. Teutschland hat Weltweise gehabt, welche die Vergleichung mit den Alten ausdauren können, welche diese so gar in manchem Fache hinter sich liessen; ich behalte mir vor, derselben in der Folge zu erwähnen. In Betref der schönen Wissenswaften, laßt uns unsere Armuth bekennen. Alles, was ich Ihnen, ohne niedrige Schmeicheley gegen meine Landesgenossen, eingestehen kann, ist dieses, daß wir in dem kleinen Fache der Fabeln einen Gellert gehabt haben, dem es gelungen war, sich an die Seite eines Phäders und Aesopus zu setzen; Canitz ist erträglich in seinen Gedichten, zwar nicht in Absicht auf Ausdruck, vielmehr weil er, obschon schwach, den Horaz nachgeahmt hat. Auch werd ich Geßners Idyllen, die einige Lobredner finden, keineswegs unbemerkt lassen: Allemal aber sey mir erlaubt, daß ich denselben die Werke eines Katulls, Tibulls und Properzen vorziehe. Wenn

ich die Geschichtschreiber überschaue, so find ich nur des Professor Mascov teutsche Geschichte, die ich als am wenigsten fehlerhaft anführen kann. Wollen Sie, daß ich von dem Verdienst unsrer Redner aufrichtig schreibe? Keinen kann ich auftreten lassen, als den berühmten Quant von Königsberg, welcher das seltene und ihm eigenthümliche Talent der harmonischen Sprache besaß; zu unsrer Schande füg ich hinzu, daß sein Verdienst weder gepriesen noch erkennt worden. Wie darf man bey den Menschen ein Bestreben nach der Vollkommenheit in ihrem Fache erwarten, wenn nicht der Ruhm ihre Belohnung seyn wird? Zu diesen Männern, die ich genennt habe, sez' ich noch einen Ungenannten, von dem ich reimlose Verse gesehen habe; ihr Klagfall und ihre Harmonie entstand aus Vermischung der Dactylen mit Spondäen; sie waren voll Sinn und Verstand; angenehm war mein Ohr gerührt von den schallenden Tönen, deren ich unsere Sprache nicht fähig geglaubt hätte. Ich darf voraus setzen, daß diese Art des Versebaus vielleicht für unsere Sprache am angemessensten und dem Reim vorzuziehen sey; wahrscheinlich würde man mit Erfolg diese Versart vervollkommnen.

Ich sage nichts von der teutschen Bühne. In ihrem Gefolge hat Melpomene nur wilde Liebhaber, die einen auf Stelzen, die andern kriechend im Schlamme; re

bellisch

bellisch gegen ihre Gesetze, unbekannt mit der Kunst zu rühren und zu intereßiren, werden sie sämtlich von den Altären der Göttinn zurücke gestoßen. Glücklicher waren Thaliens Liebhaber; wenigstens Eine ächte, originelle Komödie haben diese geliefert; ich meine den Postzug: Unsere Sitten sind es, unsere Lächerlichkeiten, welche der Poet auf der Bühne entfaltet; das Stück ist gut gemacht. Auch dem Moliere wäre die Bearbeitung desselben nicht besser gelungen. Leid thut es mir, daß ich Ihnen kein weitläuftigeres Verzeichniß unsrer guten Kunstarbeiten vorzulegen im Stand bin; die Schuld schreibe ich nicht der Nation zu; ihr fehlt es nicht, weder an Geist noch an Genie; allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie verhinderten, sich zu gleicher Zeit mit den Nachbarn in die Höhe zu schwingen. Lassen Sie uns bis zur Wiederherstellung der Gelehrsamkeit zurückgehen, und, bey jener neuen Epoche in der Geschichte des menschlichen Geistes, die Lage von Italien, von Frankreich und Teutschland vergleichen.

Sie wissen, daß Italien die Wiege der neuauflebenden Wissenschaften gewesen, daß sie ihr Wachstum dem Schuz des Estischen und Medicäischen Hauses, und dem Pabst Leo X. danken. Während daß Italien sich ausbildete, war, von Theologen erschüttert, Deutschland in zwo Partheyen getheilet, de-

ren jede durch gegenseitigen Haß, durch Enthusiasmus und Schwärmerey sich auszeichnete. In eben diesem Zeitpunct unternahm es Franz I. mit Italien den Ruhm zu theilen, daß er zur Wiederstellung der Litteratur beygetragen habe: Fruchtlos war all sein Bestreben, dieselbe in sein Land zu verpflanzen. Erschöpft durch die Loskaufung des von den Spaniern aufgefangenen Königes, befand sich das Reich in schmachtendem Zustand. Nach Franz I. Hinscheid erfolgten die einheimischen Kriege, welche den Fortgang der schönen Künste verhinderten. Erst gegen der Neige von der Regierung Ludwigs XIII. nachdem die Wunden des Bürgerkrieges unter Reichsverwesung des Kardinals Richelieu zugeheilt waren, erst in günstigern Zeiten ward das Unternehmen Franz des Ersten wieder erneuert. Die Gelehrten und die schönen Geister wurden vom Hofe ermuntert; es entstand durchgängiger Wetteifer; bald hernach, unter Ludwig XIV. wich Paris nicht länger weder Rom noch Florenz. Was geschah damals in Deutschland? Gerade zu der Zeit, als Richelieu durch Ausbildung seiner Nation sich ewigen Nachruhm erwarb, wütete der dreißigjährige Krieg in vollen Flammen. Von zwanzig verschiedenen — Kriegsheeren, die bald besiegt wurden, bald siegten, ward Teutschland verheert und geplündert. Das Land war verwüstet, die Felder wa-

ren ungebaut, die Städte beynahe in Einöden verwandelt. Nach dem Westphälischen Frieden hatte Teutschland nicht Zeit Athem zu schöpfen: Bald sezte es seine Kräfte der damals sehr furchtbaren ottomanischen Pforte entgegen; bald gieng sein Widerstand gegen die Französische Kriegesmacht, deren Gewalt sich über Germaniens Gränzen ausbreiten wollte. Als die Türken Wien bestürmten oder als Melac die Pfalz verwüstete, als die Flammen Dörfer und Städte verzehrten, als das Heiligtum des Todes selber durch die zügellose Frechheit der Krieger entweyht war, wilder Krieger, die aus der Gruft die churfürstlichen Leichen hervor zogen, um sie des Ueberrestes ihrer Trauerhülle zu berauben, — kann man wol glauben, daß man in diesen Augenblicken, wo trostlose Mütter, mit kraftlosen Waysen unter den Armen, sich aus den Ruinen des Vaterlandes hinwegflüchteten, zu Wien oder zu Mannheim werde Zeit und Lust gehabt haben, Epigrammen und Sonetti zu schreiben? Ruhige Zufluchtsörter verlangen die Musen; sie fliehen das Reich der Verwirrung und die Schaubühne der Zerstörung. Erst also nach dem Succeßionskrieg fiengen wir an, dasjenige zu ersetzen, was wir während so vieler auf einander folgender Landplagen verloren. Weder dem Geist also noch dem Genie der Nation dürfen wir die Verhinderung unsers Fortganges zuschreiben; die ganze Schuld

liegt an einer Reyhe verdrüßlicher Vorfälle, an einer Verkettung von Kriegen, die uns in Verfall gestürzt, und eben so arm an Volk als an Gelde gemacht haben.

Lassen Sie uns den Faden der Begebenheiten nicht aus dem Auge verlieren; lassen Sie uns dem Gang unsrer Väter nachgehn, und Sie werden die Klugheit in ihrem Betragen billigen; genau war es der Lage angemessen, worin sich dieselben befanden. Sie fiengen an, sich auf die Landwirthschaft zu legen, und ihren Boden, der wegen Mangel an Händen ungebaut blieb, urbar zu machen; von neuem wurden die zerstörten Häuser wieder gegründet und die Bevölkerung ermuntert. Aller Orten wurden die verlaßnen Gefilde bearbeitet: vermehrte Bevölkerung erzeugte den Kunstfleiß; es verbreitete sich Luxus, diese Geisel kleiner Provinzen, welche in grossen Staaten den Kräislauf des Geldes befödert. Kurz, reisen Sie nunmehr durch Teutschland, durchkreutzen Sie dasselbe von einem Ende zum andern, aller Orten sehn Sie auf ihrem Wege Flecken in blühende Städte verwandelt: Dort Münster, weiterhin Cassel, hier Dreßden und Gera. Gehn Sie nach Franken, so finden Sie Würzburg und Nürnberg. Nähern Sie sich dem Rhein, so kommen Sie durch Fulda und Frankfurt am Mayn nach Mannheim, von da nach Mayntz und Bonn. In jeder dieser Städte sieht der erstaunte Reisende Ge-

bäude, die er niemals in dem Harz gesucht haben würde. Keineswegs also hat sich die männliche Thätigkeit unserer Landesleute auf Vergütung des erlidtnen Verlusts eingeschränkt; ihr Bestreben gieng höher; sie vervollkommneten, was die Vorältern kaum anzufangen gewagt hatten. Seit dem Erfolg dieser günstigen Veränderungen sehn wir weit durchgängiger bequemliche Lage; nicht mehr schmachtet der Mittelstand in schändlicher Erniedrigung; ohne sich in Schulden zu stecken, unterstüzen die Aeltern die Kinder in ihrem Studieren. Hierinne sehn wir die reifgewordenen Erstlinge jener glücklichen Revolution, die wir erwarten; Zerbrochen sind die Ketten, welche das Genie der Ahnen fesselten; schon sieht man in den Gemüthern den Saamen einer edlen Nacheiferung hervorkeimen. Wir erröthen darüber, uns in gewissen Fachen von unsern Nachbarn übertroffen zu sehn; durch unermüdete Thätigkeit suchen wir die verlorne Zeit wieder zu gewinnen; überhaupt ist für alles, was dem Vaterlande zur Ehre gereicht, der Nationalgeschmack so entschieden, daß es bey solcher Lage beynahe anderst nicht seyn kann, als daß nun einmal die Reyhe auch an uns ist, an der Hand der Musen in den Tempel des Nachruhms zu gehen. Lassen Sie uns denn untersuchen, was wir noch zu thun haben, um aus unsern Gefilden die noch übrigen Disteln der Barbarey zu entwurzeln, und

um den so wünschenswürdigen Fortgang, nach welchem unsere Landesleute streben, zu beschleunigen. Schon hab ichs gesagt, mit Vervollkommnung der Sprache muß man anfangen; die Sprache bedarf der Ausfeilung und Glättung; sie hat nöthig, daß sie von geschickten Händen bearbeitet werde. Klarheit ist die erste Regel, die sich diejenigen vorschreiben müssen, welche reden und schreiben; durch Wörter nämlich müssen die Gedanken gemahlt und die Begriffe ausgedrükt werden. Wozu dienen die richtigsten, die stärksten, die glänzendesten Gedanken, wenn man sie nicht verständlich darstellt? Viele von unsern Schriftstellern sind in weitschweifigte Schreibart verliebt; Einschiebsel werden von ihnen auf Einschiebsel gehäuft; oftmals erst am Ende einer langen Seite findt man das Zeitwort, von welchem der Sinn des ganzen Redesatzes abhängt; ungemein wird dadurch die Zusammensetzung verdunkelt; gedehnt sind sie, anstatt fruchtbar zu seyn, und eher würde man das Räthsel des Sphynx als ihren Gedanken errathen. Eine andere Ursache, welche nicht weniger, als die bisher der Sprache und dem Styl unsrer Schriftsteller vorgeworfne Gebrechen, dem Fortgang der Litteratur im Wege steht, liegt auch im Mangel guter Studien. Unsere Nation ward der Pedanterie angeklagt, weil wir eine Menge mükenseigender und schwerfälliger Ausleger be-

fassen. Um sich von diesem Vorwurfe rein zu waschen, fängt man an, das Studium der gelehrten Sprachen zu vernachläßigen; um nicht pedantisch zu scheinen, schämt man sich nicht, seichte zu werden. Wenige von unsern Gelehrten können ohne Schwierigkeit die claßischen Schriftsteller, so wol die griechischen als die römischen, lesen. Soll das Ohr zur Harmonie des Homers gewöhnt werden, so muß man ihn ununterbrochen, ohne Beyhilfe des Wörterbuches, zu lesen im Stande seyn. Eben dieß gilt auch vom Demosthenes, vom Aristot, Thucydides und Plato. Auf gleiche Weise muß man es anfangen, um mit den römischen Schriftstellern vertraut zu werden. Heut zu Tage beschäftigt sich die Jugend beynahe gar nicht mit dem Griechischen, und Wenige lernen hinreichend Latein, um auch nur mittelmäßig die Werke jener großen Männer aus dem glorreichen Zeitalter des Augusts übersetzen zu können. Gleichwol findt man eben da die vollströmende Quellen, aus welchen die Italiäner, die Franzosen, die Britten, unsere Vorläufer, ihre Kenntnissen schöpften; so viel immer möglich, hatten sich diese nach jenen großen Mustern gebildet; sie machten sich ihre Denkungsart eigen, und indem sie die großen und häufigen Schönheiten in den Werken der Alten bewunderten, vergaßen sie nicht, ihre Fehler zu bemerken. Mit scharfer Urtheilskraft muß

man würdigen, niemals zu blinder Huldigung sich hinreissen lassen. Jene glücklichen Tage, deren die Italiäner, die Franzosen und die Engländer vor uns her genossen hatten, fangen nun merklich an, sich dem Untergange zu neigen. Satt ist das Publikum der Meisterstücke, die vormals erschienen; je mehr sich die Kenntnisse verbreiten, desto weniger sind sie geachtet; mit einem Worte, diese Nationen glauben sich im Besitz des von ihren Voraltern erworbenen Ruhmes, und so schlummern sie auf ihren Lorbeern ein. Indeß weiß ich nicht, wie mich diese Ausschweifung von meinem Thema entfernt hat. Lassen Sie uns zu unserm eignen Heerd zurükkehren und weiter untersuchen, was für Gebrechen immer noch in unsrer Art zu studieren vorkommen.

Ich glaube zu bemerken, daß die kleine Anzahl unsrer guten und geschikten Lehrmeister dem Bedürfniß der Schulen wenig entspreche; wir haben ihrer eine Menge, und sie wollen alle besorgt seyn. Sind die Lehrer Pedanten, so überladet sich ihr kleinfügiger Geist mit Kleinigkeiten und verabsäumt das Wesentliche. Indem ihre Unterweisungen in die Länge gedehnt, weitschweifig, langweilig und leer an Sachen sind, so werden dadurch die Schüler äusserst ermüdet und das Studieren wird ihnen zum Eckel. Andre Schulhalter giebt es, die ihr Geschäft als Mietlinge treiben: Ihre Schü-

ler mögen zunehmen oder ungeschickt bleiben, so ist es ihnen gleichgültig, wofern sie nur richtig bezahlt sind. Noch schlimmer ist es, wenn es diesen Lehrern selber an Kenntnissen mangelt. Was werden sie andere lehren, wenn sie selber nichts wissen? Der Himmel verhüte, daß diese Regel nicht einige Ausnahme leide, und daß man in Teutschland nicht einige geschikte Schulrectoren finde. Ich habe gar nichts dagegen; nur wünsch' ich eifrig, daß ihre Anzahl beträchtlicher seyn möge. Was könnt' ich nicht alles von der fehlerhaften Methode sagen, nach welcher die Lehrer ihre Schüler in der Sprachkunst, in der Dialectick, in der Redekunst und in andern Kenntnissen unterichten? Wie sollten sie den Geschmak der Schüler bilden, wenn sie selber das Gute von dem Mittelmäßigen, das Mittelmäßige von dem Schlechten nicht zu unterscheiden im Stand sind; wenn sie in der Schreibart Weitschweifigkeit mit Reichtum und Fruchtbarkeit, wenn sie das Niedrige und Pöbelhafte mit dem Naiven, eine vernachläßigte und mangelhafte Prose mit Einfalt im Vortrag, und Galimathias mit dem Erbabnen verwechseln? Wenn sie nicht mit Genauheit die Uebungsstücke der Schüler ausbessern? Wenn sie nicht ihre Fehler so aufdecken, daß dieselben dadurch nicht muthlos gemacht werden, und wenn sie ihnen nicht sorgfältig die Vorschriften einschärfen, die sie bey der Aus-

arbeitung beständig im Auge haben sollen? Eben dieses gilt auch von der Genauheit der Metaphoren; ich erinnere mich in der Jugend, in einem Zueignungsschreiben des Professor Heineccius an eine Königin diese schönen Worte gelesen zu haben: „Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel der jetzigen Zeit oder an dem „Finger der jetzigen Zeit.“ Was kann läppischer seyn? Warum ein Karfunkel? Hat die Zeit einen Finger? Wenn man sie mahlet, so geschicht es mit Flügeln, weil sie unaufhörlich fortfliegt; mit einer Stundenuhr, weil sie die Stunden unterscheidet; ihr Arm wird mit einer Sense bewafnet, um anzuzeigen, daß sie alles, was ist, mäht und zerstört: Wenn Professoren sich in einem eben so niedrigen als lächerlichen Styl ausdrücken, was darf man von ihren Schülern erwarten?

Von den untern Klassen laßt uns nunmehr zu den hohen Schulen fortschreiten; laßt uns gleicher Weise auch diese unpartheyisch betrachten. Das Gebrechen, welches bey denselben am meisten auffällt, besteht darinn, daß beym Unterricht in den Wissenschaften keine durchgängig angenommene Methode herrschet; jeder Professor wählt sich seine besondere. Ich bin der Meinung, daß nur Eine die beßte sey, und daß man bey dieser bleiben müsse. Und was ist nun heut zu Tage üblich? Ein Professor der Rechte z. B. hat einige Lieblingsjuristen, deren Meinungen er auslegt; er bleibt bey ihren

Werken, ohne daß er desjenigen erwähnt, was andere über die Rechtsgelehrsamkeit schrieben; er streicht die Wichtigkeit seiner Kunst aus, um seine Kenntnisse an den Mann zu bringen; er glaubt sich ein Orakel, wenn sein Unterricht dunkel seyn wird; er redt von den Gesetzen zu Memphis, wenn's um die Gebräuche von Osnabrück zu thun ist, oder einem Baccalaur von St. Gallen empfiehlt er die Gesetze des Minos. Der Weltweise hat sein Lieblingssystem, woran er sich ungefehr eben so fest bindt. Mit einem Kopf voll Vorurtheile verlassen seine Schüler den Hörsaal; nur einen kleinen Theil der menschllichen Lehrmeinungen haben sie durchgegangen; nicht genug kennen sie in denselben alles Irrige und Ungereimte. Noch bin ich unentschieden, ob ich die Arzneykenntniß für eine Kunst ansehen soll oder nicht; allein gewiß bin ich versichert, daß kein Mensch das Vermögen hat, einen Magen, eine Lunge, die Nieren wieder zu rechte zu machen, nachdem einmal diese wesentliche Lebenstheile verletzt sind; und meinen Freunden rathe ich sehr nachdrücklich, daß sie viel eher in ihren Krankheiten einen solchen Arzt um Beyhilfe anrufen, der schon mehr als einen Gottesacker angefüllt, als einen jungen Schüler Hoffmanns oder Boerhavens, der niemanden getödet hat. Nichts find' ich bey denjenigen zu erinnern, die in der Meßkunst Unterricht geben. Dieß ist die einzige Wis-

senschaft, die keine Sekten hervorgebracht hat; auf Analyse, auf Synthese und auf Berechnung ist sie gegründet; nur mit fühlbaren Wahrheiten beschäftigt sie sich; — auch bedient sie sich in jedem Lande der gleichen Methode. Eben so zieh' ich mich in Absicht auf die Gottesgelehrtheit in ehrfurchtvolles Stillschweigen zurück. Man sagt, daß sie eine göttliche Wissenschaft, und daß es den Ungeweyhten nicht erlaubt sey, nach dem Rauchfaß zu greifen. Mit weniger Behutsamkeit, denk' ich, werd' ich mit den Herren Professoren in der Geschichte umgehen, sondern ihrer Untersuchung einige kleine Zweifel vorlegen dürfen. Sie darf ich fragen, ob denn in der Geschichte das Studium der Zeitrechnung den meisten Nutzen bringe; ob es eine unverzeihliche Sünde sey, im Irrtum zu stecken über des Belus Todesjahr, oder über den Tag, da des Darius Pferd durch Weihern seinen Herrn auf den persischen Thron emporschwang; über die Stunde, in welcher die güldene Bulle bekannt gemacht worden, ob Morgens um sechs Uhr oder Nachmittags um vier Uhr? Mir wenigstens mag es genug seyn, den Innhalt der güldenen Bulle zu wissen, und daß sie im J. 1356. feyerlich bekannt gemacht worden. Keineswegs, daß ich die Anachronismen der Geschichtschreiber entschuldige: nichts desto weniger werde ich gegen die kleinen Fehler von dieser Art mehr Nachsicht haben, als gegen beträchtliche Feh-

ler, wie z. B. wenn man die Begebenheiten verworren erzählt, die Ursachen und ihre Würkungen nicht klar aus einander setzt, ganz alle Ordnung vernachläßigt, sich lange bey Kleinigkeiten ermüdet und flüchtig über das Wesentliche hinwegglitscht. Ungefehr eben so denk' ich über die Genealogie, und ich glaube, daß man noch einen Gelehrten deßwegen nicht zu steinigen befugt sey, blos weil ihm die Auswicklung des Geschlechtregisters der heiligen Helena, der Mutter des Kaisers Konstantius, oder der Hildegardis, einer Gemahlin oder Concubine Karls des Grossen, mißlungen. Nichts muß man andere lehren, als was sie zu wissen nöthig haben; das übrige mag man verabsäumen. Vielleicht daß Sie meine Censur zu streng finden. Da überhaupt hier unten auf Erde nichts vollkommen ist, so werden Sie schliessen, daß unsere Sprache, unsere Schulen und Universitäten es ebenfalls nicht seyn. Sie werden hinzusetzen, daß die Kritik leicht, die Kunst aber schwer sey; daß also die Vorschriften zu besserer Einrichtung müssen angezeigt werden. Ganz geneigt bin ich, mein Herr, Ihnen Genüge zu leisten. Ich denke, wenn andere Nationen sich vervollkommnen konnten, daß auch uns die Mittel hiezu, eben so wenig als jenen mangeln, und daß wir nichts zu thun haben, als diese Mittel zu brauchen. Schon lange ist es, daß ich in Stunden der Muße über diese Dinge nachgedacht ha-

be, und so ligt mir alles genug lebhaft vor Augen, um es auf's Papier zu bringen und Ihrer Einsicht zu unterwerfen; um so viel weniger finde ich Schwierigkeiten, da ich nicht den geringsten Anspruch auf Untrüglichkeit mache.

Lassen Sie uns mit der deutschen Sprache anfangen; ihr werfe ich vor, daß sie weitschweifig sey, schwer zu behandeln, wenig harmonisch, überdieß arm an metaphorischen Ausdrücken, die so nothwendig sind, um neue Wendungen zu verschaffen und den geschliffnen Sprachen Anmuth zu geben. Um den Pfad auszumessen, auf dem wir zum Ziele gelangen können, lassen Sie uns untersuchen, auf was für Wegen unsre Nachbarn dahin gekommen. Zur Zeit Karls des Grossen, sprach man noch ein barbarisches Geschnatter; es war ein Gemisch von Wörtern der Hunnen und Lombarden, verwebt mit lateinischen Redensarten, die freylich dem Ohr eines Virgils und Cicero unverständlich gewesen wären: Dieser Dialekt blieb so, wie er war, durch die ganze Reihe barbarischer Jahrhunderte. Lange hernach erschien Dante; seine Gedichte bezauberten, und die Italiener fiengen an, zu glauben, daß ihre Sprache an die Stelle der Sprache jener Welteroberer kommen könnte; alsdenn blühten während der Auflebung der Wissenschaften, und wenige Zeit vorher, Petrarch, Ariost, Sannazar und der Kardinal Bembo. Hauptsächlich

durch das Genie dieser berühmten Männer bekam die italienische Sprache feste Bildung. Zu gleicher Zeit entstand die Akademie della Crusca, die über die Erhaltung und die Reinigkeit des Stils wacht.

Nunmehr wende ich mich nach Frankreich. Ich finde, daß man an dem Hofe Franz I. zum wenigsten ein eben so mißklingendes Gewäsch redete, als es unsre deutsche Sprache noch itzt ist; auch mögen sich die Bewunderer eines Marots, Rabelais, Montagne nicht ärgern, wenn ich gestehe, daß mir ihre derben und reizlosen Schriften Langweil und Eckel verursachet haben. Nach ihnen erschien zu Ende der Regierung Heinrichs IV. Malherbe, der erste Dichter, den Frankreich gehabt hat; oder um richtiger zu reden, als Versificator ist er weniger fehlerhaft als seine Vorgänger. Zum Beweis, daß er die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht habe, so darf ich Sie nur an jene Ihnen bekannte Verse aus einer seiner Oden erinnern:

Prends ta foudre, Louis, & va, comme un lion,
Donner le dernier coup à la derniére tête de la rebellion.

Hat man jemals einen Löwen mit Donnerkeilen bewaffnet gesehen? Die Fabellehre legt dem Beherrscher der Götter Donnerkeile in die Hand, oder sie bewaffnet damit den Adler, der ihn begleitet; niemals war

dieß das Eigenthum eines Löwen. Doch wir lassen Malherben bey seinen uneigentlichen Metaphoren, und wir kommen zu den Corneillen, zu den Racinen, den Despreaux, den Bossuets, den Flechiers, Pascals, Fenelons, Boursaults, Vaugelas, den eigentlichen Vätern der französischen Sprache; sie sind's, die den Stil formirt, auf die Wörter ihren Stempel geprägt, die Perioden harmonisch gemacht, und dem verjährten, rauhen, mißtönenden Gewäsch der Altvodern Kraft und Nachdruck gegeben haben; man verschlang die Werke dieser schönen Genien. Was gefällt, behält man. Wer Talent zu den Wissenschaften hatte, ahmte sie nach. Seither hatten Sprache und Geschmack dieser grossen Männer sich der ganzen Nation mitgetheilt. Erlauben Sie indeß, daß ich Sie einen Augenblick aufhalte, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß in Griechenland und in Italien, eben so wie in Frankreich, zuerst die Dichter die Sprache biegsam und wohlklingend gemacht haben, wodurch sie zubereitet worden, unter der Hand der nachherigen Prosaisten desto geschmeidiger und bildsamer zu werden.

Wenn ich mich nunmehr nach England versetze, so find' ich ein ähnliches Gemälde mit demjenigen, welches ich von Italien und Frankreich gemacht habe. England war von den Römern, von den Sachsen, von den Dänen, und endlich von dem Normannischen Her-

zog, Wilhelm dem Eroberer unterjocht worden. Aus der Sprachenverwirrung der Sieger, verbunden mit dem noch heut zu Tag in Wallis üblichen Gekrächz, entstand nun die englische Sprache. Ich habe nicht nöthig, Sie zu erinnern, daß in jenen barbarischen Zeiten diese Sprache eben so rauh, als diejenigen gewesen, von denen ich vorher geredt habe. Die Wiederauflebung der Gelehrsamkeit hatte gleiche Wirkung für alle Nationen; müde war die europäische Welt jener groben Unwissenheit, worinn sie während so vieler Jahrhunderte versunken gewesen; sie wollte sich aufklären. Immer eifersüchtig auf Frankreich, strebte nunmehr England darnach, eigne Schriftsteller hervorzubringen; da zum Schreiben eine Sprache nöthig ist, so fieng man an, die englische zu vervollkommnen: um desto geschwinder fortzuschreiten, naturalisirte sie aus dem Lateinischen, Französischen und Italienischen alle Ausdrücke, die sie zu bedürfen glaubte; England hatte berühmte Scribenten; allein jene zischenden Töne, welche ein fremdes Ohr verletzen, konnten nicht sanfter gemacht werden. In der Uebersetzung verlieren andre Idiomen; das Englische allein gewinnt hiebey. Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß ich mich eines Tages in Gesellschaft mit Gelehrten befand; einer derselben fragte, in welcher Sprache die Schlange mit unsrer Stammutter Eva geredt habe? In der Eng-

lischen, antwortete der Sprachrichter, denn die Schlange zischt. Nehmen Sie den Einfall für das, was er werth ist.

Nachdem ich Ihnen vor Augen gelegt habe, wie bey andern Nationen die Sprache angebaut und vervollkommnet worden, so werden Sie ohne Zweifel den Schluß machen, daß wir, durch Anwendung der gleichen Mittel, auf gleiche Weise, wie jene, vorrücken werden. Wir bedürfen also grosser Dichter und grosser Redner, die uns diesen Dienst leisten, und wir müssen ihn nicht von den Weltweisen erwarten; ihr Amt besteht darinn, Irrtum auszuwurzeln und neue Wahrheiten zu entdecken. Dichter und Redner müssen uns durch ihre Harmonie bezaubern, uns rühren und hinreissen; allein da man nicht auf abgeredten Punct Genien zu erzeugen im Stand ist, so lassen Sie uns sehen, ob uns nicht ebenfalls mittelbare Beyhilfe zu grösserm Wachstum forthelfen werde. Um unsern Stil gedrungener zu machen, laßt uns jedes unnütze Einschiebsel wegschneiden; um demselben Energie zu verschaffen, laßt uns die alten Schriftsteller übersetzen, die sich am meisten mit Nachdruck und Anmuth ausgedruckt haben; unter den Griechen den Thucydides und Xenophon; auch laßt uns Aristots Dichtkunst nicht vergessen. Sonderheitlich bemühe man sich, die ganze Kraft des Demosthenes beyzubehalten. Unter den römischen

Scribenten wählen wir vorzüglich Epictets Handbuch, die Betrachtungen des Marc Aurels, *) die historischen Denkschriften des Cäsars, den Sallust, den Tacitus, Horazens Dichtkuust. Die Franzosen liefern uns die Gedanken des Roche-Foucault, die persianischen Briefe, den Geist der Gesetze. Alle hier vorgeschlagene Bücher, meistens in spruchreicher Schreibart, werden den Uebersetzer nöthigen, alle müßigen Ausdrücke und unnützen Worte zu vermeiden; allen ihren Scharfsinn werden unsere Scribenten zur Zusammendrängung der Gedanken aufbeuten, um auch in der Uebersetzung die gleiche Kraft zu zeigen, die man in der Urschrift bewundert. Indem sie aber ihre Schreibart nervigter machen, werden sie gleichwol die Dunkelheit sorgfältig ausweichen; um die Klarheit, diese erste Pflicht jedes Schriftstellers, nicht aus dem Aug zu verlieren, werden sie niemals von den Regeln der Sprachkunst abgehen, und die Zeitwörter, welche den Redesatz regieren, also stellen, daß daher kein schielender Vortrag entstehe. Uebersetzungen von dieser Art dienen zu Mustern, nach welchen unsere Schriftsteller sich modeln können. Alsdenn können wir uns schmeicheln, der

*) Ungeachtet diese beeden in griechischer Sprache schrieben, und Epictet würklich von Hierapolis in Phrygien gebürtig gewesen, so werden sie gleichwol hier zu den lateinischen Scribenten gezählt, weil sie in Rom, der eine als Sclave, der andre als Kaiser gelebt haben. A. d. H.

Vorschrift Horazens in seiner Dichtkunst gefolget zu haben: Tot verba, tot pondera. Schwieriger wird es seyn, die harten Töne, die so häufig in den Wörtern unsrer Sprache vorkommen, sanfter zu machen. Die Selbstlaute schmeicheln den Ohren; diese werden durch allzuhäufig zusammenstossende Mitlaute beleidigt, weil sie nicht ohne Mühe ausgesprochen werden und ohne harmonischen Klang sind: überdieß haben wir eine Menge thätiger und begleitender Zeitwörter, deren letzte Sylben stumm und unangenehm sind, wie z. B. Sagen, geben, nehmen: Man setze ein A hinten an die Endungen und spreche Sagena, gebena, nehmena, und diese Töne schmeicheln den Ohren. Freylich, wenn selber der Kaiser mit seinen acht Churfürsten auf einem feyerlichen Reichstag diese Aussprache durch ein Gesetz einführen wollte, so weiß ich, daß die eifrigen Anhänger der hergebrachten, teutschen Mundart hierüber spotten und aller Orten in schönem Latein ausrufen würden: Cæsar non est super Grammaticos, und das Volk, in jedem Lande Richter über die Sprachen, würde, nach alter Uebung, immerfort sich der Aussprache Sagen, nehmen, bedienen. Durch die Aussprache haben die Franzosen sehr viele Wörter sanfter gemacht, welche sonst das Ohr beleidigten und welche dem Kaiser Julian Vorwand gaben, zu sagen, die Gallier krächzen wie die Elstern. Die ehmalige Aus-

sprache der Wörter cro-jo-gent, voi-yai-gent klingt heut zu Tage croyent, voyent; wenn auch nicht schmeichelhaft, doch immer weniger unangenehm. Ich dächte, bey gewissen Wörtern könnten wir uns ähnlicher Abänderung bedienen. Noch find' ich ein anders Gebrechen, das ich nicht vergessen darf, ich meyne die niedrigen und alltäglichen Vergleichungen, die aus dem Gewäsch des gemeinen Volkes geschöpft sind. So z. B. drückt sich ein Dichter in der Zueignungsschrift seiner Werke an irgend einen hohen Gönner in folgenden Worten aus: „Schieß, grosser Gönner, schieß deine Stra„len, Arm dick, auf deinen Knecht hernieder.„ Was dünkt Sie von diesen armdichten Stralen? Hätte man nicht diesem Dichter sagen sollen: Guter Freund, lern zuerst denken, bevor du dich damit abgiebst, zu schreiben. Laßt uns also nicht den Dürftigen gleich seyn, die reich scheinen wollen; laßt uns ehrlicher Weise unsre Armuth gestehen; laßt uns dadurch angereitzt werden, durch unsere Bemühungen jene Litteraturschätze zu erobern, deren Besitz die Nation auf den Gipfel des Ruhmes erheben wird.

Nachdem ich Ihnen gezeigt habe, auf was für Art man unsre Sprache bilden könnte, so gönnen Sie mir nunmehr die gleiche Aufmerksamkeit in Absicht auf die Maaßregeln, die man ergreifen könnte, um den Krais unsrer Kenntnisse zu erweitern, um die Studien zu er-

leichtern und brauchbarer zu machen, wie auch um dabey zugleich den Geschmack der Jugend zu bilden. Vorerst geht mein Vorschlag dahin, daß man in der Auswahl der Schulaufseher und Rectoren bedachtsamer sey, und daß man ihnen eine weise und gründliche Methode zum Unterricht, sowohl in der Sprachkunst und Dialectik, als auch in der Redekunst, vorschreibe; daß man für die Fleißigen unter den Schülern kleine Vorzüge, für die Nachläßigen aber kleine Entehrung erfinde. Wolfs Schrift halt' ich für die beste und zugleich für die deutlichste über die Vernunftlehre. Zur Auslegung derselben müßten also alle Schulrectoren verpflichtet werden, und zwar um so viel mehr, da die Logik des Batteux weder übersetzt ist, noch vor jener den Vorzug verdient. In Absicht auf die Redekunst bleibe man beym Quintilian. Wer aus diesem nicht Beredsamkeit lernt, wird sie nie lernen. Der Vortrag seines Werkes ist deutlich; dasselbe enthält alle Vorschriften und Regeln der Kunst; allein bey allem dem müssen die Lehrer noch sorgfältig die Redeübungen ihrer Schüler durchgehen, sie müssen ihnen die Gründe entwickeln, warum die Fehler verbessert werden, und nicht vergessen, die wohl gelungenen Stellen zu loben.

Bey Befolgung dieser vorgeschlagenen Methode, werden die Lehrer den Keim der Talente, den die Natur gepflanzt hat, entfalten; sie werden die Urtheilskraft

der Schüler vervollkommnen, indem sie diese angewöhnen, daß sie nicht ohne Kenntniß der Sachen entscheiden, und daß sie richtige Folgerungen aus den Grundsätzen ziehen. Die Redekunst bildet ihren Geist methodisch; sie lernen die Kunst, ihre Ideen in Ordnung zu stellen, sie zu verbinden und durch natürliche, unmerkliche und glückliche Uebergänge zusammen zu fügen; sie lernen, Vortrag und Innhalt in Verhältniß zu bringen, am schicklichsten Orte Figuren zu brauchen, sowohl um die Monotonie des Stils zu verhindern, als auch um Blumen über diejenige Stellen auszustreun, die solche vertragen; niemals werden sie zwo Metaphoren in Eine zusammen schmelzen, indem dieses allemal schielenden Sinn hervorbringt. Auch wird die Redekunst zur Auswahl derjenigen Beweisgründe dienen, die am angemessensten sind für den Charakter der Zuhörer, an die man sich wendet; diese Kunst lehret, wie man sich in die Gemüther hineinstiehlt, wie man gefällt, rührt, Unwillen oder Mitleiden erweckt, überredt und alle Stimmen auf seine Seite hinreißt: Welche göttliche Kunst, die blos vermittelst der Rede, ohne Zwang und Gewalt, die Gemüther unterjocht, die Herzen beherrscht und in zahlreicher Versammlung jede Leidenschaft, wie man will, entflammt! Würden die guten Schriftsteller in unsre Sprache übersetzt seyn, so würd' ich das Lesen derselben als wichtig und nothwen-

dig empfehlen. In Absicht auf die Vernunftlehre z. B. wird die Studierenden nichts besser zu bilden im Stand seyn als Baylens Commentar über die Kometen und über das Zwing sie, hineinzugehn. Nach meiner schwachen Einsicht ist Bayle der erste unter allen Dialektikern von Europa; er vernünftelt nicht nur mit Nachdruck und Bestimmtheit; sonderheitlich besteht sein Vorzug darinn, daß er mit einem Blick den ganzen Umfang eines Satzes überschaut; seine schwache und seine starke Seite; wie er muß behauptet und wie seine Gegner können widerlegt werden. In seinem grossen Wörterbuch bestreitet er den Ovid über die Entwicklung des Chaos; dasselbe enthält vortrefliche Artikel über die Manichäer, über den Epikur, Zoroaster u. a. Sie verdienen alle gelesen und studirt zu werden; ein unschätzbarer Vortheil ist es für die jungen Leute, welche sich die Forschungskraft und den lebhaften, durchdringenden Geist dieses grossen Manns eigen zu machen im Stand sind. Zum voraus errathen Sie diejenigen Schriftsteller, die ich denjenigen empfehle, welche die Beredsamkeit studiren. Damit sie lernen, den Grazien zu opfern, so wünsche ich, daß sie die grossen Dichter Homer und Virgil lesen; auch einige auserlesne Oden Horazens, einige Verse von Anakreon. Damit sie den grossen Geschmack in der Beredsamkeit erlangen, so möcht ich ihnen den Demosthenes und Cicero in die

Hand legen; sie würde man auf das verschiedene Verdienst dieser beeden grossen Redner aufmerksam machen. Nichts wird man dem erstern zu borgen, nichts von dem letztern wegzuschneiden im Stand seyn. Mit dem Lesen derselben könnte man die schönen Leichenreden eines Bossuets und Flechier, der französischen Demosthenes und Cicerons, wie auch die Predigten des Massillons, der an Zügen der erhabensten Beredsamkeit so reich ist, verbinden. Zum Unterricht, in was für einem Geschmack man die Historie schreiben müsse, wünschte ich, daß die Studierenden den Livius, den Sallust und Tacitus läsen; indem man sie auf die Hoheit des Stils und auf die Schönheit der Erzählung aufmerksam machte, würde man allemal zugleich die Leichtgläubigkeit verdammen, mit welcher Livius am Ende jeden Jahres eine Liste von Wundern beyfügt, deren eines lächerlicher ist als das andere. Hierauf könnten die jungen Leute Bossuets Weltgeschichte und Vertots römische Revolutionen durchlaufen; diesen könnte Robertsons Einleitung zur Geschichte Karls des Fünften beygefügt werden. Dieß wäre das Mittel ihren Geschmack zu bilden und sie zu lehren, wie man schreiben müsse; allein wenn es dem Rector selber an diesen Kenntnissen mangelt, so wird er sich begnügen, zu sagen: Hier bedient sich Demosthenes des grossen, rednerischen Beweises; dort, und in dem größten Theil

der Rede, bedient er sich des Enthymema; seht da eine Apostrophe, hier eine Prosopopeja; in dieser Stelle eine Metaphore, in jener eine Hyperbol. Ganz gut, allein wenn der Lehrer nicht besser die Schönheiten des Schriftstellers enthüllet, wenn er nicht auch seine Fehler bemerkt, (weil solche ja auch den größten Rednern entwischen,) so wird er seinem Amt nicht genug gethan haben. Ueber allen diesen Puncten halt' ich darum so nachdrücklich, weil ich wünschte, daß die Jugend mit ächten Begriffen aus den Schulen hinweggehen möchte, und daß man, nicht zufrieden, blos ihr Gedächtniß zu füllen, sich sonderheitlich dafür bemühte, auch ihre Beurtheilung zu üben, damit sie lernen, das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden, und nicht blos sich darauf einschränken müssen, zu sagen, das gefällt mir; sondern daß sie in Zukunft bestimmte Gründe angeben können, warum sie dieß billigen und jenes verwerfen.

Um Sie zu überzeugen, wie wenig bis auf unsre Zeiten in Teutschland Geschmack herrsche, dürfen Sie nur die öffentlichen Schaubühnen besuchen. Da werden in unsrer Sprache die abscheulichsten Stücke des Shakespears vorgestellt; Sie sehen das Parterre behaglich hinschmachten, indem es diese lächerlichen Fratzenspiele, die kanadischer Wilden würdig sind, anhört. So nenn ich sie, weil sie gegen alle Theaterregeln ver-

stossen. Keineswegs willkürlich sind diese Regeln; dieselben finden Sie in Aristots Dichtkunst, in welcher die Einheit des Ortes, die Einheit der Zeit, und die Einheit des Interesse als die einzigen Mittel vorgeschrieben werden, ein Trauerspiel interessant zu machen, anstatt daß in diesen englischen Stücken die Scene den Zeitraum von einigen Jahren umfasset. Wo bleibt da die Wahrscheinlichkeit? Seht da Lastträger und Todtengräber, die mit Reden auftreten, ganz ihrer würdig; hierauf kommen Königinnen und Fürsten. Wie ist es möglich, daß dieser seltsame Mischmasch von Hoheit und von pöbelhaftem Wesen, von Hanswurstpossen und von tragischem Ernst gefalle und rühre? Shakespear kann man solche seltsame Ausschweifungen verzeihen; denn niemals ist die Geburt der Künste ihr Zeitigungspunkt. Allein noch itzt erscheint auf der Bühne ein Götz von Berlichingen, abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beyfall und fodert mit Enthusiasmus diese eckelhaften Plattheiten. Freylich soll man über den verschiedenen Geschmack nicht zanken; nichts desto weniger erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß derjenige, welcher mit gleichem Vergnügen einem Seiltänzer und einem Marionettenspiel, wie einem Trauerspiel des Racine beywohnet, nur die Zeit zu töden verlange; er zieht einen Gegenstand, der zum Aug redet, dem-

jenigen vor, der zur Seele spricht; ihm ist blosses Schauspiel für die Sinnen lieber, als dasjenige, was das Herz rührt. Doch lassen Sie uns auf unser Thema zurückkehren.

Nachdem ich von den untern Klassen geredt habe, soll ich nunmehr mit gleicher Freymüthigkeit auch die hohen Schulen behandeln und diejenigen Verbesserungsmittel vorschlagen, welche, bey reiflichem Nachdenken, die vortheilhaftesten und brauchbarsten scheinen. Keineswegs darf man die Lehrart der Professoren beym Unterricht für gleichgültig halten; beym Mangel an Klarheit und Genauigkeit sind ihre Bemühungen verlohren; zum voraus ist ihr Lectionscours fertig und dabey bleiben sie. Ob dieser Cours wohl oder übel gerathen sey, dafür bekümmert sich niemand; auch sieht man, wie wenig Vortheil diese Studien leisten; sehr wenig Schüler kommen mit den erforderlichen Kenntnissen nach Hause. Nach meinem Begriff also müßte jedem Professor die Methode beym Unterricht in seinen Collegien vorgeschrieben werden. Hier ein Umriß! — den Meßkünstler und den Gottesgelehrten lassen wir seitwärts; zur augenscheinlichen Deutlichkeit nämlich des erstern läßt sich nichts beyfügen, und gegen die Volkesmeynungen des letztern darf man auch nicht verstossen. Ich wende mich also sogleich zum Philosophen. Seinen Cours müßte dieser mit einer genauen Erklä-

rung der Philosophie anfangen; alsdenn würde er nach der Reihe der Zeiten, in welchen jeder der Philosophen gelehrt hat, von dem grauen Alterthum her, alle verschiedenen Lehrmeinungen anführen. Nicht genug z. B. wär es, zu sagen, daß in dem Lehrgebäude der Stoiker die Menschenseelen Theilchen der Gottheit gewesen. So schön und erhaben diese Idee seyn mag, so soll sie der Professor in ihrem Widerspruch zeigen; wenn nämlich der Mensch ein Theil der Gottheit seyn würde, so besäß er unermeßne Kenntnisse, die er nicht hat; wenn die Gottheit in den Menschen wär', so müßte sich gegenwärtig der englische Gott mit dem französischen und spanischen Gott herumschlagen; diese verschiedene Theile der Gottheit würden suchen, sich gegenseitig zu zerstören, mit einem Worte, alle Lasterthaten und Verbrechen, welche die Sterblichen begehen, wären göttliche Thaten. Welche Ungereimtheit, solche Abscheulichkeiten zu glauben! Also sind sie nicht wahr. — Wird von dem System des Epikur die Rede seyn, so verweile der Lehrer sonderheitlich bey der Gefühllosigkeit, welche dieser Weltweise seinen Göttern zuschreibt, und welche der göttlichen Natur entgegen ist. Die Ungereimtheit von der Abweichung der Atomen wird er nicht vergessen, ins Licht zu setzen, wie überhaupt alles, was der Genauheit und der Verbindung in den Schlußfolgen zuwider seyn mag. Ohne Zweifel wird

er auch der sceptischen Secte, und hiebey zugleich erwähnen, wie sehr oft es nöthig sey, daß die Sterblichen ihr Urtheil über so viele metaphysische Gegenstände zurückhalten, wo die Analogie und Erfahrung keinen Leitfaden für diesen Labyrinth darbeuten. Von daher kömmt er weiter zu Galiläi; bestimmt wird er sein System darlegen; auch wird er nicht ermangeln, die Ungereimtheit des römischen Clerus hervorstechen zu lassen, dieses Clerus, welcher nicht zugeben wollte, daß der Erdball sich herumdrehe, welcher sich gegen die Antipoden empörte, und welcher, bey aller vermeynten Untrüglichkeit, wenigstens für dießmal seinen Prozeß vor dem Richterstul der Vernunft verlohr. Hierauf folgen Copernik, Tycho-Brahé, das Wirbelsystem. Seinen Zuhörern wird der Professor beweisen, daß ganz ohne leeren Raum unmöglich einige Bewegung Statt haben könnte; troz dem des Cartes, wird er augenscheinlich darthun, daß die Thiere keine Maschinen seyn. Im Begleite von allem dem erscheint im Auszug das Lehrgebäude des Newtons, die Lehre von dem leeren Raum, den man zugeben muß, ohne daß man zu sagen im Stand ist, ob er in einer Verneinung des Daseyns bestehe, oder ob er sonst von einer für uns unerklärbarn Natur sey. Keineswegs wird es den Professor hindern, dieses von Newton berechnete System in vollkommener Ueberstimmung mit

den Naturerscheinungen zu zeigen; aus diesem Grunde sahn sich die Neuern zur Annehmung der Schwere, der Gravitation, der anziehenden und zurückstossenden Kräfte genöthigt; alles noch verborgene und bis auf unsere Tage unbekannte Eigenschaften der Natur. Alsdenn kömmt die Reihe an Leibnitz, an das System der Monaden und der vorher bestimmten Harmonie. Ohne Zweifel wird der Professor bemerken, daß ohne Einheit keine Zahl seyn könne, daß man also untheilbare Dinge zugeben müsse, aus welchen die Materie zusammen gesetzt sey. Ferner wird er andeuten, daß in Gedanken diese Materie ins unendliche getheilt werden könne; allein daß in der Würklichkeit jener Urstoff der Cörper wegen seiner Feinheit unsern Sinnen entwische, und daß unzerstörbare Grundtheile als erster Keim der Elemente nothwendig seyn; denn nichts entsteht aus Nichts und nichts wird zernichtet. Dieser Professor wird das System der vorher bestimmten Harmonie als Roman eines sehr vorzüglichen Genies vorstellen; ohne Zweifel wird er beyfügen, daß die Natur allemal durch den kürzesten Weg zu ihrem Ziel gehe; er wird bemerken, daß die Dinge nicht ohne Noth müssen vervielfältigt werden. Alsdenn kömmt Spinoza, der ohne Mühe widerlegt wird, wenn man sich gegen ihn der gleichen Beweisgründe bedient, die er selber gegen die Stoiker gebraucht hat; und wenn man dieses

System als atheistisch betrachtet, so wird es sehr leicht zu Staube zerfallen, sonderheitlich, wenn die Bestimmung jeder Sache, und ihr Zweck gezeigt wird. Alles, so gar bis zum Wachsthum eines Grashalms, beweist die Würklichkeit Gottes; und wenn der Sterbliche einen etwelchen Grad von Verstand hat, den er sich nicht selber gegeben, wie vielmehr muß nicht das Wesen, von dem er alles empfangen hat, einen unendlich tiefern, einen unermeßnen Geist haben? Nicht gänzlich setzt unser Professor den Malle branche beyseite. Indem er die Grundsäze dieses gelehrten Paters entwickelt, so zeigt er, daß die daraus herfliessende Folgen auf die Lehre der Stoiker, auf jene Weltseele zurückführen, von welcher jedes beseelte Wesen ein Theil ist. Wenn wir alles in Gott sehn, wenn unsre Empfindungen, unsre Gedanken, unsre Begierden, unser Wille unmittelbar von seiner geistigen Einwürkung auf unsre Organen herrührt, so werden wir zu blossen Maschinen, bewegt von göttlicher Hande. Gott allein bleibt alles, und der Mensch verschwindt. Ich schmeichle mir, der Herr Professor werde, in so fern es ihm nicht an Menschenverstand fehlt, ja nicht den weisen Locke vergessen, den Einzigen unter allen Metaphysikern, der die Einbildungskraft dem gesunden Menschensinn aufopfert, der der Erfahrung folgt, in wie weit sie ihn zu leiten im Stand ist, und der klüglich stehn bleibt,

so

so bald ihm diese Führerin mangelt. Ist von der Sittenlehre die Rede? Vom Sokrates wird der Herr Professor einiges anführen; dem Antonin wird er Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ausführlicher wird er sich über Cicerons Buch von den Pflichten ausdehnen, das vortreflichste Werk, das man über die Sittenlehre geschrieben hat und schreiben kann.

Nur zwey Worte werde ich den Arzneygelehrten sagen. Vor allem aus sollen sie den Schüler angewöhnen, daß er, um die Art der Krankheiten genau zu kennen, auch ihre Symptomen wohl untersuche. Diese Symptomen sind ein schneller und schwacher Puls, ein starker und heftiger, ein unterbrochener Puls; die Trockenheit der Zunge; die Beschaffenheit der Augen; die Natur der Ausdünstung; die Abführung so wohl des Urins als der Excremente; alles dieses dient zu Merkzeichen, damit man weniger ins Gelag hinein über die eigentlichen Ursachen der Krankheit abspreche; und auf diese Kenntnisse muß die Auswahl der schicklichsten Arzneymittel gegründt seyn. Ferner lehrt der Professor den Schüler sorgfältig die ungeheure Verschiedenheit der Temperamente beobachten, und zeigt, wie genaue Aufmerksamkeit diese erfodern. Dieselbe Krankheit wird er von einem Temperamente zum andern verfolgen; hauptsächlich dringt er auf die so nöthige Beobachtung, wie behutsam bey der gleichen Unpäßlichkeit die Arzney.

mittel der besondern Leibesbeschaffenheit des Patienten müssen angepaßt werden. Aller dieser Unterweisungen ungeachtet, darf ich nicht voraussetzen, daß die jungen Aeskulapen Wunder verrichten. Indeß gewinnt hiebey das Publikum immer so viel, daß weniger Bürger durch die Unwissenheit oder Trägheit der Aerzte umgebracht werden.

Um abzukürzen, will ich der Kräuterwissenschaft, der Scheidekunst und der physischen Versuche nicht lange erwähnen; geradezu wag' ich mich nunmehr an den Herrn Professor der Rechte, dessen Mine mir kauderwelsch genug scheint. Ihm werde ich sagen: Mein Herr! Wir leben nicht mehr in dem Jahrhundert eines leeren Wortkrams, wir leben in dem Zeitalter der Realitäten. Ey lieber geruhen Sie, um des gemeinen Beßten willen, ein wenig minder Pedanterie, und hingegen mehr gesunden Menschensinn in die tiefsinnigen Lectionen zu legen, die Sie zu halten denken. Sie verlieren ihre Zeit, mein Herr, wenn Sie ein gemeines Recht lehren, das nicht einmal ein Privatrecht ist; ein Recht, welches die Mächte nicht respektiren, und welches den Schwachen keinen Beystand gewähret: Sie erklären ihren Schülern die Gesetze des Minos, des Solons, des Lykurgs, der XII. Tafeln, des Justinianischen Codex; kein Wort von den einheimischen, herrschenden Gesetzen oder Gebräuchen. Um Sie zu beruhigen, ver-

sprechen wir Ihnen, zu glauben, daß Ihr Hirnmark aus der Quintessenz von dem Hirnmark der zusammen geschmelzten Bartoln und Cujas bestehe; alsdenn aber geruhen Sie zu bedenken, wie ungemein kostbar die Zeit sey, und daß derjenige, der sie verliert, ein Verschwender ist, den Sie unter vormundschaftliche Hand verurtheilen würden, wenn er vor Ihrem Richterstuhl sollte angeklagt werden. Erlauben Sie also, mein Herr, so hochgelahrt Sie auch seyn mögen, daß, (in wie fern Sie meine Schüchternheit ermuntern,) ein Idiot, wie ich, Ihnen eine Art juridischen Courses zur Behandlung vorschlage. Zuerst fangen Sie damit an, die Nothwendigkeit der Gesetze zu beweisen, weil ohne sie keine Gesellschaft bestehen kann. Sie unterscheiden die Civilgesetze, die Criminalgesetze und andre, welche auf blos willkührlicher Verkommniß beruhen. Jene erstern dienen zur Versicherung des Eigenthums, es betreffe nun Erbschaft, Mitgift, Vermächtnisse oder Verträge beym Kauf oder Verkauf; sie zeigen die Gründe der Verhaltungsregeln zur Beylegung der Gränzstreitigkeiten oder zur Beleuchtung bestrittener Rechte. Die Criminalgesetze dienen vielmehr zur Abschreckung vom Laster als zur Bestrafung desselben; die Strafen müssen mit den Verbrechen im Ebenmaaß stehen, und jedesmal muß man die gelindesten den strengern vorziehn. Zu den Verkommnissen gehören diejenigen Gesetze, vermittelst wel-

cher die Regierung Handel und Kunstfleiß begünstigt. Beyde erstern Arten der Gesetze sind von dauerndem Beschaffenheit; weit mehr sind letztere den Veränderungen unterworfen; bald sind es innere, bald äussere Veranlassungen, die zur Abschaffung der alten und zur Einführung von neuen verpflichten. Nachdem diese Einleitung mit aller erforderlichen Genauigkeit zum Grunde gelegt worden, alsdenn wird der Herr Professor, ohne weder den Grotius noch den Puffendorf zu Rathe zu ziehen, die Güte haben, sogleich die Gesetze desjenigen Landes zu entwickeln, wo er selber zu Haus ist: Vor allem aus wird er die Schüler sorgfältig vor dem Geist der Zanksucht verwahren; nicht die Kunst, Verwirrungsknoten zu schürzen, sondern vielmehr solche zu lösen, wird er sie lehren; mit äusserster Anstrengung wird er auf Richtigkeit, auf Klarheit und auf Bestimmtheit in seinen Unterweisungen bedacht seyn. Um schon von Jugend auf die Schüler nach dieser Methode zu bilden, so wird er sonderheitlich nicht unterlassen, ihnen Verachtung gegen jenen Zankgeist einzuflössen, der alles verdreht und der eine unerschöpfliche Quelle von Spitzfindigkeiten und von Ränken zu seyn scheint.

Vor jetzt wende ich mich an den Herrn Professor in der Historie; zum Muster empfehl ich ihm den gelehrten und berühmten Thomasius. Kredit wird sich unser Professor erwerben, wenn er diesem grossen Manne

sich nähert; Nachruhm, wenn er ihm gleicht: Nach der Zeitreihe wird er seinen Cours mit den alten Geschichten anheben; mit den neuern wird er ihn schliessen. Kein Volk wird er in dieser Kette der Jahrhunderte aus der Acht lassen; weder die Chineser, noch die Russen, weder Polen noch die nördlichen Reiche wird er vergessen, wie dieses in einem sonst sehr schätzbaren Werke dem Herrn Bossuet begegnet ist. Unser Professor wird sonderheitlich die deutsche Geschichte als die interessanteste für die Deutschen studieren; gleichwol mag er sich hüten, daß er sich nicht zu tief in die Nacht der grauen Vorwelt verliere, zu deren Geschichte die Urkunden fehlen, und die uns überdieß ziemlich unnütz seyn würde. Ohne daß er sich's allzuschwer mache, mag er das zehnte, eilfte, zwölfte Jahrhundert durchlaufen; desto mehr wird er sich über das dreyzehnte Jahrhundert ausdehnen; in diesem nämlich fängt die Geschichte an, interessanter zu werden. Je nachdem er vorrückt, wird er sich in grössere Details hineinlassen, weil nunmehr die Begebenheiten mehr mit der heutigen Geschichte in Verbindung stehn; umständlicher wird er sich bey solchen Vorfällen aufhalten, die von Folgen gewesen, als bey andern, welche, wenn ich so sagen darf, keinen Saamen hinter sich liessen. Der Professor wird den Ursprung der Rechte, der Gebräuche, der Gesetze bemerken; er wird anzeigen, bey

was für Gelegenheiten sich dieselben im Reich festgesetzt haben. Die Epoche wird er bestimmen, in welcher die Reichsstädte die Freyheit erlangten, worinn ihre Vorrechte bestanden, wie der hanseatische Bund geknüpft worden; wie die Bischöffe und Aebte zu Landesherren geworden; so gut es ihm möglich seyn mag, wird er erklären, wie die Churfürsten das kaiserliche Wahlrecht erworben haben. Auch darf er nicht die verschiedenen Rechtsformen, die während dieser Reihe von Jahrhunderten geherrscht haben, aus der Acht lassen. Sonderheitlich aber wird der Herr Professor bey Karls V. Zeiten allem seinem Scharfsinn und aller seiner Geschicklichkeit aufbeuten; seit diesem Zeitpunkt wird alles interessant und denkwürdig. Aufs fleißigste wird er bemüht seyn, die Ursachen der grossen Begebenheiten zu entwirren; ganz ohne alle persönliche Theilnehmung, wird er die schönen Thaten derjenigen loben, die sich glänzenden Nachruhm erworben, und tadeln wird er die Fehler derjenigen, die Fehler begangen haben. Nach und nach sehn wir die Religionsunruhen entstehn. Diese Scenen wird der Professor mit dem Auge des Philosophen beleuchten. Aus jenen Unruhen sehn wir die Kriege entspringen; diese grossen Angelegenheiten werden mit angemessener Würde behandelt. Schweden sehn wir Parthey ergreifen gegen den Kaiser; der Professor wird sagen, durch was für Veranlassung Gu-

stav Adolph sich in Deutschland versetzt, und aus was für Gründen sich Frankreich für Schweden und für den Vortheil der Protestanten erklärt habe; allein der Professor wird nicht jene alten Lügen wiederholen, welche von allzuleichtgläubigen Geschichtschreibern ausgebreitet worden. Er wird nicht sagen, daß Gustav Adolph von einem deutschen Prinzen, der unter ihm diente, sey umgebracht worden; dieß ist weder wahr, noch erwiesen, noch wahrscheinlich. Ausführlichern Detail wird der Westphälische Friede erfodern; derselbe nämlich ist zur Grundlage der deutschen Reichsfreyheiten, er ist zum Gesetze geworden, das die kaiserliche Herrschbegierde in die gehörigen Gränzen einschränkt, worauf unsre gegenwärtige Verfassung gegründet ist. Alsdenn wird der Professor erzählen, was sich unter der Regierung der Kaiser Leopold, Joseph und Karl VI. zugetragen habe. Auf diesem weiten Feld findt er genug Beschäftigung für seine Gelehrsamkeit und für sein Genie, sonderheitlich wenn er nichts Wesentliches vorbeygeht; nachdem er alle denkwürdigen Begebenheiten jedes Jahrhunderts vor Augen gelegt hat, wird er auch nicht vergessen, Rechnung sowohl von den angenommenen Meynungen, als auch von solchen Menschen zu geben, die sich durch ihre Talente, durch ihre Entdeckungen am meisten hervorgethan haben; sorgfältig wird er darauf bedacht seyn, daß er auch die auswär-

tigen Zeitgenossen der erwähnten Deutschen nicht vorbeygehe. Nachdem auf solche Weise die Historie, ein Volk nach dem andern, wird durchgelaufen haben, so würde man, wie ich denke, den Studierenden einen Dienst thun, wenn alle diese Gegenstände zusammengefaßt und unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt dargestellt würden. Sonderheitlich in einem solchen Werke würde die chronologische Ordnung nothwendig seyn, um die Zeitpunkten nicht zu verwirren, sondern um jede wichtige Begebenheit an ihren gehörigen Platz stellen zu lernen; Zeitgenossen zu Zeitgenossen; damit das Gedächtniß weniger mit Daten beschwert werden möchte, so würde es wohlgethan seyn, die wichtigsten Epochen oder Hauptveränderungen fest zu setzen; dieselben dienen zu Ruhepunkten für das Gedächtniß; leicht wird man sie behalten; sie machen, daß das unermeßliche Chaos der Geschichten sich nicht in dem Gehirn der jungen Leute verwirret. Ein solcher Cours der Geschichte, so wie ich ihn vorschlage, muß wohl verdaut, tief ausgedacht und von aller Mikrologie befreyt seyn. Weder das europäische Theater, noch die Geschichte der Deutschen des Herrn von Bünau darf der Pofessor zu Rath ziehn; lieber wollt' ich ihn auf Thomasens Hefte verweisen, wenn dergleichen noch da sind.

Was kann wohl für den Jüngling, der in die Welt

treten soll, interessanter, lehrreicher, nothwendiger seyn, als die Ueberschauung jenes Schauplatzes abwechselnder Scenen, die so oft die Gestalt der Welt verändert haben! Wo besser lernt er das Nichts der menschlichen Dingen erkennen, als wenn er über die Ruinen der weitläuftigsten Königreiche und Kaiserthümer hinwandelt? Und welch ein Vergnügen für ihn, wenn ihm unter dem Chaos von Lastern, die man vor seinem Blick vorbeyführt, von Zeit zu Zeit jene tugendhaften und göttlichen Seelen begegnen, welche Gnade zu begehren scheinen für die Verkehrtheit des ganzen Geschlechtes! Sie sind die Muster, denen er folgen soll. Eine Menge beglückter Menschen sah er, von Schmeichlern umgeben; vom Tode wird der Abgott gestürzt; die Schmeichler entfliehen, die Wahrheit stralt hervor, und das Geschrey der allgemeinen Verabscheuung erstickt die Stimme der Lobredner. Hoffentlich wird der Professor Verstand genug haben, um seinen Schülern die Gränzen zwischen edler Nacheiferung und zwischen ausschweifender Ehrsucht zu zeigen; mit ihnen wird er Betrachtungen anstellen über so viele verderbliche Leidenschaften, welche die größten Staaten in den Untergang stürzten; durch hundert Beyspiele wird er ihnen beweisen, daß allemal gute Sitten die eigentlichen Wächter der Reiche, so wie hingegen sittliche Verdorbenheit, Einführung des Luxus und zügellose

Liebe des Reichthums zu jeder Zeit die Vorläufer allgemeinen Umsturzes gewesen. Wenn der Herr Professor meinen vorgeschlagenen Entwurf befolgt, so wird er sich nicht darauf einschränken, in dem Gedächtniß der Schüler Thatsachen auf Thatsachen zu häufen; er wird sich bemühen, ihre Urtheilskraft zu bilden, ihre Denkart zu berichtigen, und vor allem aus sie zur Tugendliebe zu entzünden; weit vorzüglicher ist dieses, wie ich denke, als alle jene unverdauten Kenntnisse, womit der Kopf des jungen Menschen ausgestoppt wird.

Ueberhaupt folgt aus allem, was ich bisher vorgebracht habe, daß man sich mit eifrigem Bestreben darauf legen sollte, alle klaßischen Schriftsteller in den alten und in den neuen Sprachen auch in unsere Sprache hinüber zu tragen; dadurch würden wir den gedoppelten Vortheil erhalten, sowohl unsere eigne Sprache zu bilden, als auch die Kenntnisse durchgängiger zu verbreiten. Vermittelst der Naturalisirung aller guten Scribenten würden wir von ihnen neue Ideen erhalten, uns würden sie mit ihrem Ausdruck, mit ihrer Anmuth und mit ihren Grazien bereichern; wie viele Kenntnisse würde nicht dadurch das Publikum gewinnen? Unter sechs und zwanzig Millionen Einwohnern, welche sich in Deutschland befinden sollen, sind, wie ich glaube, nicht hunderttausende, welche das Latein wohl verstehn, sonderheitlich wenn jener Haufen Prie-

ster und Mönche nicht mitgezählt wird, der kaum so viel weiß, als es braucht, um auch nur obenhin die Syntax zu verstehn. Also denn sind noch fünf und zwanzig Millionen, neun hunderttausend Seelen blos darum von allen Kenntnissen ausgeschlossen, weil sie dieselben nicht in der Muttersprache zu erwerben Gelegenheit haben. Und könnte wohl mit uns eine vortheilhaftere Veränderung vorgehen, als die durchgängige Ausbreitung und Bekanntmachung solcher Kenntnisse? Der Edelmann, der sein Leben auf'm Lande zubringt, würde bey seiner Lektüre eine ihm angemessne Auswahl treffen; beym Zeitvertreib würde er seine Aufklärung befödern; der wohlhabende Stadtbürger würde weniger Grobian seyn; müßige Leute würden hiebey eine Aushilfe gegen die Langweil finden; der Geschmack der schönen Litteratur würde allgemein werden; dem Umgang würd' er Anmuth, gefälliges Wesen, Grazien, und für die Unterhaltung unerschöpfliche Hilfsquellen verschaffen. Aus dieser gegenseitigen Entzündung der Geister würde jenes feine Gefühl, der gute Geschmack entstehen, welcher durch schnelle Unterscheidungskraft das Schöne faßt, das Mittelmäßige verwirft und das Schlechte mit Eckel verachtet. Indem auf solche Weise das Publikum aufgeklärter Richter geworden, so wird es die neuen Scribenten verpflichten, mit mehr Fleiß und Sorgfalt an ihren Werken zu arbeiten, um selbi-

ge nicht anderst als wohl gefeilt und auspolirt an's Taglicht zu geben.

Keineswegs blos meine Einbildungskraft erfand den Weg, den ich hier vorzeichne; der Weg aller Völker ist es, die sich verfeinert haben; es giebt keinen andern. Je mehr der Geschmack der Litteratur sich ausbreiten wird, destomehr dürfen diejenigen, welche sie mit besonderm Erfolg bearbeiten, hievon Vorzüge und Vortheil erwarten; desto mehr wird das Beyspiel der Einen die Andern ermuntern. Deutschland erzeugt Männer, zu den mühsamsten Untersuchungen gemacht; es erzeugt Philosophen, Genien, alles was man wünschen mag; nur ein Prometheus fehlt noch, der das göttliche Feuer vom Himmel hole und sie belebe.

Eben der Boden, welcher den berühmten Peter de Vineis, den Kanzler des unglücklichen Kaisers Friedrich II. hervorgebracht hat, eben dieses Geburtsland jener Verfasser der Epistolarum obscurorum virorum, die so sehr über ihr Zeitalter erhaben sind, die man mit Recht als Muster des Rabelais ansieht; dieses Geburtsland des berühmten Erasmus, dessen Lob der Narrheit von Witz schimmert, und welches noch mehr Werth haben würde, wenn man daraus einige mönchische Plattheiten wegnähme, die den schlechten Geschmack des Zeitalters verrathen; ein Land, das den eben so

weisen als gelehrten Melanchthon, das so viele grosse Männer erzeugt hat, ist noch nicht erschöpft, und kann noch wohl andre Genien hervorbringen. Herzhaft zähl' ich zu den unsrigen auch einen Copernik, der durch seine Berechnungen das Planetensystem und dasjenige berichtigte, was einige tausend Jahre vorher Ptolomäus zu behaupten gewagt hatte. In einem andern Theile Deutschlands entdeckte ein Mönch durch seine chymische Prozesse die erstaunenswürdigen Würkungen des Pulverausbruches; auch war es ein Deutscher, der die Buchdruckerey erfand, diese herrliche Kunst, welche die guten Bücher verewigt und die Welt in den Stand setzt, mit geringen Unkosten belehret zu werden; dem erfinderischen Geist des Otto Guerike haben wir die Luftpumpe zu danken. Und wie könnt' ich den berühmten Leibnitz vergessen, dessen Name sich über ganz Europa verbreitet? Wenn auch die Einbildungskraft ihn in einige systematische Traumgesichter versenkte, so muß man doch immer gestehn, daß seine Verirrungen die Verirrungen eines grossen Geistes gewesen. Dieses Register könnt' ich mit den Namen eines Thomasens, Bilfingers, Hallers und vieler andern vergrössern; allein das Zeitalter der Itztlebenden befiehlt mir zu schweigen. Das Lob der Einen würde die Eigenliebe der andern verwunden.

Die Einwendung seh ich voraus, daß auch selbst

während der Bürgerkriege in Italien ein Mirandola geblüht habe; indeß war er blosser Gelehrter. Man wird hinzusetzen, daß in eben dem Zeitpunkt, als Cromwell das Reich umgestürzt und seinen König auf dem Blutgerüst hingerichtet hatte, ein Hobbes mit seinem Leviathan, und wenige Zeit hernach Milton mit seinem verlornen Paradiese erschienen sey; daß schon zur Zeit der Königin Elisabeth der Kanzler Bacon Europa aufgeklärt und sich als Orakel der Weltweisheit gezeigt habe, indem er die noch möglichen Entdeckungen und den Weg dazu vorzeichnete; auch in Frankreich blühten die besten Schriftsteller aus jedem Fache in jener kriegerischen Epoche Ludwigs XIV. Und warum denn, wird man sagen, hätten unsere Kriege für die Gelehrsamkeit fataler seyn sollen, als es die Kriege bey den Nachbarn nicht waren? Die Antwort wird mir leicht seyn. Eigentlich hatten in Italien die Wissenschaften nur unterm Schutz des Laurenz von Medicis, des Pabst Leo X. und des Hauses Este geblühet. In diesem Zeitraum fielen einige vorübergehende, aber nicht zerstöhrende Kriege vor; eifersüchtig auf den Ruhm, welchen die Italiener durch Wiederherstellung der schönen Litteratur erworben hatten, ermunterten sie diese letztre, so viel es nur irgend ihre Kräfte erlaubten. In England zielte Cromwells durch den Fanatismus unterstützte Politik nur allein auf den Thron; grausam

gegen den König, war er ein weiser Führer des Volkes; auch war der Handel dieser Insel niemals blühender als unter seinem Protectorat. Nur als Libell einer Parthey kann man den Behemot ansehn. Unstreitig ist Miltons Paradies von höherm Werthe. In diesem Gedicht herrscht eine starke Einbildungskraft; der Innhalt ist aus einer der religiösen Farcen entlehnt, die damals noch in Italien gespielt wurden; sonderheitlich muß man bemerken, daß damals England schon wieder ruhig und in blühendem Wohlstand gewesen. Der Kanzler Bacon, der sich unter Elisabeths Regierung einen Namen erworben, lebte an einem feinen Hofe; er hatte den Scharfblick von Jupiters Adler, um damit die Wissenschaften zu durchdringen, nebst Minervens Weisheit, um sie zu ordnen. Bacons Genie gehört zu den seltenen Erscheinungen, die immer nur einzeln und in weitem Abstand sich zeigen, und die dem menschlichen Geschlecht überhaupt eben so viel Ehre machen, als ihrem Jahrhundert. In Frankreich hatte Richelieu das schöne Zeitalter Ludwigs XIV. von Ferne bereitet. Schon fiengen die Kenntnisse an, Fuß zu gewinnen; nur Kinderspiel war der Krieg de la Fronde. Eifersüchtig auf jede Art von Ruhm, wollte Ludwig XIV. daß seine Nation die erste seyn sollte, und zwar in Absicht auf Geschmack und Litteratur nicht weniger als in Absicht auf Macht, auf Erobe-

rungen, auf Politik und auf Handelsgewerbe. Mit den siegreichen Waffen drang er in die Länder der Feinde. Frankreich war stolz auf die Triumphe seines Monarchen, ohne die Verwüstungen des Kriegs zu empfinden. Ganz natürlich war es, daß die Musen, welche Ruh und Ueberfluß lieben, in seinem Gebiete feste Wohnsitze nahmen. Sonderheitlich aber, mein Herr, müssen Sie nicht vergessen, daß in Italien, in England, in Frankreich die ersten Gelehrten und ihre Nachfolger in ihrer eignen Landessprache schrieben; das Publikum verschlang diese Schriften und die Kenntnisse verbreiteten sich durchgängig über die ganze Nation. Bey uns war es ganz anders. Die Religionszwiste lieferten uns einige Polemiker, welche ganz unverständliche Dinge sehr dunkel zerlegten; dieselben Sätze bald behaupteten, bald bestritten und unter die Sophismen Schimpfwörter mischten. Wie überall, so waren auch unsre ersten Gelehrten Leute, welche Facta auf Facta in ihrem Gedächtniß aufthürmten, Pedanten ohne Urtheilskraft, es waren Lipsius, Freinshemius, Gronovius, Grävius, schwerfällige Wiederhersteller einiger dunkeln Redensarten in den alten Handschriften. Bis auf einen gewissen Punkt mochte dieses ganz gut seyn; nur hätten sie nicht ihr ganzes Studium auf diese kleinfügigen, folglich sehr unwichtigen Spielwerke verwenden sollen. Das Verdrießlichste hiebey war, daß die

die pedantische Eitelkeit dieser Herren auf den Beyfall von ganz Europa Ansprache machte; sowohl um mit ihrem schönen Latein zu pralen, als auch um bey auswärtigen Pedanten Bewunderung zu suchen, schrieben sie nur in lateinischer Sprache; und so blieben ihre Werke beynahe für ganz Deutschland verlohren. Daher entstanden zwo Unbequemlichkeiten; die eine, daß die deutsche Sprache, unangebaut, von dem alten Rost befleckt blieb; die andre, daß, beym Mangel lateinischer Sprachkenntniß, der grössere Theil der Nation sich nicht aufklären konnte, sondern in der gröbsten Unwissenheit versenkt blieb. Dieß sind Wahrheiten, gegen welche man nichts einzuwenden vermag. Möchten sich doch zuweilen die Herren Gelehrten erinnern, daß die Wissenschaften eine Speise der Seele sind; das Gedächtniß empfängt sie als Magen; allein sie erzeugen Beschwerden, wenn sie nicht die Urtheilskraft zu verdauen im Stand ist. Sind unsre Kenntnisse Schätze, so muß man sie nicht vergraben, man muß sie auf Wucher legen, indem man sie vermittelst einer populären Sprache in durchgängige Circulation bringt.

Noch ist es nicht so gar lange, daß die Gelehrten es wagen, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und daß sie sich nicht schämen, sich als Deutsche zu zeigen. Noch nicht lange ist es, daß das erste deutsche Wör-

terbuch, das Aufsehen gemacht hat, im Drucke erschienen. Beschämt bin ich darüber, daß ein so nützliches Werk nicht um ein Jahrhundert vor mir herkam; indeß wird man allmählich gewahr, daß sich eine Revolution in den Gemüthern anbahnet; der Nationalstolz läßt sich hören; man strebt nach gleichem Rang mit den Nachbarn; man wagt es, Pfade zum Parnasse eben so wie zum Tempel des Nachruhms zu suchen: Schon itzo bemerken es Männer von feinem Gefühle. Man übersetze also die klaßischen Werke der Alten und der Neuern in unsre Sprache. Wollen wir den Kraislauf des Geldes bey uns befördern, so laßt es uns ins Publikum ausstreun, indem wir die Wissenschaften durchgängig ausbreiten, die vormals so selten gewesen.

Und damit wir endlich nichts von allem dem, was unserm Fortgang im Weg stand, vorbeygehn, so müssen wir auch noch erwähnen, wie wenig man sich an den meisten Höfen in Deutschland der deutschen Sprache bediene. Unter Kaiser Josephs Regierung ward zu Wien nur Italienisch gesprochen; das Spanische hatte den Vorzug unter Karl VI. Während der Regierung Franz I. eines gebornen Lothringers, war an dem Hofe das Französische weit gemeiner als das Deutsche; gleiche Beschaffenheit hatte es an den churfürstlichen Höfen. Und was war die Ursache? Ich wiederhole es,

mein Herr! das Spanische, das Italienische, das Französische waren ausgebildete Sprachen, die unsrige war's nicht. Doch wir wollen uns trösten; auch in Frankreich ist das gleiche geschehn. Weit mehr ward unter Franz I., Karl IX., Heinrich III. in guter Gesellschaft Spanisch und Italienisch, als Französisch gesprochen; die Nationalsprache kam nicht auf, bis sie verfeinert, klar und ausgefeilt wurde, bis eine Menge klaßischer Bücher sie durch malerische Ausdrücke verschönerten und zugleich ihren grammatischen Gang bestimmten. Unter Ludwig XIV. verbreitete sich das Französische durch ganz Europa, und zwar zum Theil aus Liebe zu den damals blühenden guten Scribenten, und auch selber wegen der guten Uebersetzungen der Alten in die französische Sprache. Nunmehr ist diese Sprache jedem Hause, in allen Städten zur allgemeinen Sprache geworden. Reisen Sie von Lissabon nach Petersburg, von Stockholm nach Napoli, in der französischen Sprache wird man Sie aller Orten verstehen. Vermittelst dieser einzigen Sprache ersparen Sie sich eine Menge andrer, die Sie sonst wissen müßten, die sonst ihr Gedächtniß mit Wörtern überladen würden, an deren statt Sie nunmehr dasselbe weit besser mit Sachen anfüllen können.

Sie haben nun, mein Herr! die verschiedenen Fesseln gesehen, wodurch wir verhindert wurden, so ge-

schwind wie unsre Nachbarn zu laufen; immerhin können diejenigen, die zuletzt nachkommen, zuweilen ihre Vorgänger übertreffen; weit schneller, als man glaubt, kann dieses geschehn, wenn die Beherrscher selber Geschmack an der Gelehrsamkeit finden; wenn sie die Gelehrten ermuntern, indem sie diejenigen, denen es am meisten gelingt, belohnen und loben; sobald wir Medicis haben, werden auch Genien entstehen; die Augusten werden Virgile erwecken. Wir werden klaßische Schriftsteller bekommen; jedermann wird sie lesen wollen; die Nachbarn werden deutsch lernen; zum Entzücken werden es die Höfe sprechen; es kann geschehn, daß, einst verfeinert und vervollkommnet, unsre Sprache, um unsrer guten Schriftsteller willen, sich von dem einen Ende von Europa zum andern ausbreiten wird. Noch sind sie nicht da, diese schönen Tage unsrer Litteratur; doch nähern sie sich. Ich verkündige sie Ihnen; sie werden erscheinen; ich selber werde sie nicht sehn; mein Alter untersagt mir diese Hofnung. Mir gehts wie dem Moses; von Ferne seh' ich das verheißne Land; allein ich werde nicht hineinkommen. Den Moses laß ich seyn, was er ist; keineswegs stell' ich mich mit ihm in gleiche Linie, und was die schönen Tage der Litteratur betrift, die wir erwarten, so sind diese mehr werth, als des unfruchtbaren Idumäens rauhe und nackte Felsen.

Schreiben
einer unbekannten
Dame
an den
St. — M. — v. H.
über die
deutsche Litteratur. *)

Monsieur !

En lisant depuis peu l'ouvrage de Sa Majesté sur la Litterature allemande & la reponse de Mr. Jerusalem, j'ai été très surprise, de ne pas y voir nommé Schriften von Peter Helfrig Sturtz imprimés à Leipzic en 1779. ou 80. Une paye de ses Ecrits soutiendroit mieux les droits de notre langue près de l'auguste Tribunal que tous les griefs qu'on peut avancer par des raisonnemens prolixes.

Nul auteur avant *Sturtz* n'a atteint cette précision, finesse & flexibilité d'expressions, qui jusqu'ici ne sembloit être que le genie particulier & inimitable de la langue françoise. C'est „ce style laconique & pitoresque en même tems;„ ce: „peu de paroles & beaucoup de sens„ que le Roi nous dispute.

*) S. deutsch. Mus. St. X. 1781.

Si S. M. n'a point encore lu le petit recueil que je viens de citer, c'eſt à un connoiſſeur auſſi delicat que judicieux des beautés & richeſſes de la langue, tel que le traducteur de Tacite, á les lui préſenter. L'approbation de S. M. ſera un laurier immortel ſur la tombe de l'auteur; & je ſerai fiere d'avoir valu cette juſtice à la memoire d'un homme dont les petits cahiers contiennent des reſumés de bon ſens & de philoſophie qui ſeront de tous les tems.

Eſt-ce que l'anonyme oſe vous demander, Monſieur, quelques lignes de reponſe par la voye du deutſchen Muſeum?

C. de — — née de — —

Antwort darauf.

Dieſes franzöſiſche Schreiben glaube ich beſſer in unſerer Sprache zu beantworten, weil es ſchicklicher ſcheint, über eine deutſche wiſſenſchaftliche Angelegenheit deutſch zu ſchreiben. Ich kenne Sturzens Schriften; ich habe ſie mit Vergnügen und mit Achtung des Geiſtes, der ſie hervorgebracht, geleſen. Der frühe Tod dieſes treflichen Mannes iſt ſicher ein erheblicher Verluſt für Deutſchland. Er beſaß einen äuſſerſt feinen Beobachtungsgeiſt und einen weiten Umfang von Gelehrten- und Weltkenntniſſen, an denen er jenen äuſſerte. In ſeinen Schriften herrſcht der Ton der wah-

ren guten Gesellschaft; seine Gesinnungen sind groß; seine Bemerkungen neu und interessant; seine Sprache ist edel; sein Periodenbau harmonisch und gefallend.— So willig ich diese Vorzüge erkenne, so muß ich doch gestehen, daß es mir scheint, seine unbekannte Gönnerin thue den übrigen grossen Schriftstellern unserer Nation etwas Unrecht, wenn sie, vielleicht noch im Gefühl des Vergnügens, welches sie bey der ersten Lesung der Sturzischen Schriften empfunden, ihren Liebling allen übrigen vorzieht, und sogar glaubt, wie wir nur durch ihn im Stande wären, unsern Nachbaren am andern Ufer des Rheins etwas entgegen zu setzen. Es ist wahr, Sturz hat den leichten gallischen Witz, das blühende Kolorit, die auffallenden Antithesen, die an leztern so sehr gefallen, und er dürfte hierinn wahrscheinlich eine Vergleichung mit den besten Franzosen sehr gut aushalten. Aber gerade diese Vorzüge machen, daß ich ihn nicht an die Seite einiger anderer grossen Deutschen stellen möchte, die eben aus dem Grunde, weil sie aller dieser Vorzüge entbehren, — mehr Deutsche sind. Sturzens Ton und Art zu schreiben, dünkt mich, sind nicht die unserer Nation natürlichen, die ihrem Geist und Karakter eigenthümlichen. Immer ist es rühmlich, daß wir auch in dieser Gattung unsere Meister erreichen können, aber es ist doch nicht unsere Gattung, in der wir nicht nachahmen, sondern

selbst Meister sind. Aus dem Grunde scheint es mir, könnten bey einer allgemeinen Schätzung unserer Litteratur Sturzens Schriften zwar wol genannt, aber nicht vorzüglich vor allen andern angeführet werden, zumal da sie nur kleine gelegentliche Stücke enthalten, nicht ein grosses, Mühe und Anstrengung foderndes Ganze ausmachen. Sie sind Ergiessungen des Genies in glücklichen Stunden, mit denen doch das nach einem grossen Plan angelegte und mit bleibender Beharrlichkeit ausgeführte Werk eines halben Menschenlebens nicht verglichen werden kann. Blumenstücke und kleine Familiengemälde müssen zwar auch genannt werden, wenn die Verdienste einer Mahlerschule erzählet werden sollen; aber würde man den tadeln, der diese nur im Grossen zeichnen wollte und daher nur der vollendeten Meisterstücke erwähnte? Sicher haben wir auch mehr als einen deutschen Schriftsteller, der in Absicht der Gedanken und der Schreibart originaler und deutscher als Sturz, vor diesem genannt werden müßte. Um nur einige der neuern zu nennen, wird eine so gute Kennerin, als meine ungenannte Korrespondentin zu seyn scheint, gewiß mit mir übereinstimmen, daß unsere Litteratur in der Prose vorzüglich Leßing, Wieland und Möser der französischen entgegenstellen könne. Des erstern kraftvoller, präciser, so natürlicher und doch so richtiger Styl; des zweyten Kunst, die For-

men aller Zeiten und Gattungen nachzubilden und in jeder neue Schönheiten zu entwickeln; des dritten ächt-deutscher Ton, voll tiefen Sinnes und edler Einfalt, sind gewiß jeder in seiner Art meisterhaft und mehr werth als ganze Bände spielenden Antithesenwitzes. Mösers Schriften scheinen mir besonders mit dem eigenthümlichen Karakter unserer Nation geprägt zu seyn. Er verbindet ausgebreitete Gelehrsamkeit und besonders tiefe Kenntniß der deutschen Verfassung und ihrer Entstehung mit dem reifsten Scharfsinn, mit geradem gesunden Menschenverstande, und (um mich eines Ausdrucks ihres Lieblings zu bedienen) ächtem Sterlingswitze. Seine trefliche kleine Schrift über unsere Litteratur, die vor wenigen Monaten erschienen ist, wird auch Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn. So wie diese und mehrere unserer Schriftsteller noch vor Sturz genannt zu werden verdienen; so wird es bey einer unpartheyischen Prüfung auch nicht geleugnet werden können, daß dieser Schriftsteller oft zu sehr nach Witz gesucht und eben deshalb ihn verfehlt; daß er statt richtiger Vergleichungen der Ideen nur Worte neben einander gestellt habe. So behauptet der Verfasser S. 200. „Rang sey nicht, was die Grübler versichern, Erfindung der verkünstelten Gesellschaft;„ und führt zu einem Grunde dieser Behauptung die Ordnung in der Natur an. „Ist es nicht, sagt er, all-

gemeine Eigenheit der Materie, ihren Platz zu behaupten, nicht das erste Gesetz der Bewegung, andere Wesen aus ihrem Platz zu verdrängen? Alle Weisheit der Newtone und Keppler ist Kenntniß des Ranges unter den Substanzen und Sphären, sie waren die Heraldiker der Natur.„ Wie deutlich ist hier, daß den Verfasser seine Einbildungskraft nur von einem ähnlichen Gedanken auf den andern, aber von seinem Hauptsatz ganz ableitete, und wie es ihm nur um das Glänzende und Unerwartete und nicht um die Richtigkeit der Ideen zu thun war. Denn offenbar ist zwischen der Stellung der Himmelskörper gegen einander, und dem Range in der bürgerlichen Gesellschaft durchaus keine Aehnlichkeit, und nur die zufällige Uebereinstimmung in dem von beyden zu gebrauchenden Ausdruck: seinen Platz behaupten, hat den Verfasser auf die ganze Vergleichung geführt. Eben so wenig dringt der Verfasser S. 232. in die Materie von den Todesstrafen tief ein. Billig sollte doch über Gegenstände von der Wichtigkeit nie nur nach ihrer Oberfläche geurtheilet werden. Die Rede, die Herr Sturz einer Kindermörderin zur Entschuldigung ihres Verbrechens in den Mund legt, enthält offenbar nur die eine Seite und nur zur Hälfte entwickelte Ideen. Der gute Kopf kann nie schädlicher werden, als wenn er über wichtige Sachen einseitig raisonnirt. In eben dem Aufsatz sagt der Ver-

fasser S. 234. „Rußland hat uns früh verfeinerte Europäer in Wissenschaften und Künsten erreicht, und an Menschlichkeit übertroffen.„ Jeder, der Rußland und die kultivirtesten Staaten von Europa kennt, wird überzeugt seyn, daß diese Behauptung ganz falsch sey. Eine meist aus Fremden bestehende Akademie giebt einer Nation noch nicht Wissenschaften und Künste, und auch die erhabenste Monarchen, wie Peter I. und Katharina II. können binnen einem Menschenalter nicht bewirken, was hundert vereinigte Ursachen in vielen Jahrhunderten bey andern Völkern hervorgebracht haben. Gleiche Unrichtigkeit der Ideen in schön geründeten Perioden findet sich öfterer. Ich will nur noch ein Beyspiel anführen. S. 39. führt der Verfasser als eine Eigenthümlichkeit und einen Vorzug der brittischen Verfassung an, „daß das Richteramt vom Thron unabhängig sey.„ Eben dieses findet sich in allen andern Staaten, und selbst in den unumschränktesten Monarchien von Europa, und ist das wahre Unterscheidungszeichen dieser und der asiatischen Despotien; nur in lezteren ist Regent, Gesetzgeber und Richter eine Person. Aber in Frankreich und in Dännemark entscheiden die Könige so wenig einzelne Rechtssachen als in England. Und in lezterm Lande, wie in jenem, hängt die Bestellung aller Justizbedienten lediglich vom Könige ab. — Doch ich will mich in keine Kritik der Sturzischen

Schriften einlassen; nur wünsche ich, Sie überzeugt zu haben, daß man Sturzen zwar unsern guten, aber nicht gerade den ersten und klaßischen Schriftstellern unserer Nation beyzählen müßte.

Der grosse König, dessen meine Korrespondentin erwähnt, hat freylich die Sturzischen Aufsätze nicht gelesen. Wie wäre es auch möglich, daß er alle die zahllosen, auch nur die guten Schriften, die jezt in Frankreich und Deutschland herauskommen, kennen und lesen könnte. Bey Verlesung seiner Schrift habe ich nicht ermangelt, die deutsche Sprache mündlich und schriftlich zu vertheidigen, die Vorzüge der jetzigen deutschen Litteratur gegen die ältere, welche sein Tadel eigentlich trift, bemerklich zu machen, und ihm die berühmten Männer zu nennen, die jetzt unserm Vaterlande Ehre machen. Es machte ihm auch Vergnügen, zu erfahren, daß die goldene Zeit unserer Litteratur sich schon nähere, die er selbst am Schluß seiner vortreflichen Schrift schon vorhergesagt hat. Freylich glaubt er, daß diese Zeit noch nicht völlig gekommen sey, und er beurtheilt etwas strenger, als viele unserer heutigen Kritiker; aber dieses ist eine natürliche Folge seines nach den besten Mustern gebildeten Geschmacks, die ihn, so zu sagen, etwas verwöhnet haben. Seine Forderungen sind groß, weil er den Deutschen noch viel zutrauet, und sein Tadel ist strenge, weil er wünscht, daß wir bald gerechtes Lob verdienen mögen. Er umfaßt mit Adlerblick das wei-

te Feld der Wissenschaften; er dringt mit tiefem Scharfsinn bis in das Heiligthum vieler; er hat seinen Geschmack nach den grossen Mustern des Alterthums in früher Jugend gebildet, und kehrt auch noch im reifern Alter am liebsten zu ihnen und einigen Neuern, die nach ihnen sich bildeten, zurück. Die Epoke der bessern Bildung der deutschen Litteratur fällt in Zeiten, da er seinen Staat zu retten und Deutschlands Ruhm zu mehren, mit Thaten bemüht war, wie sie kein Zeitalter vor ihm gesehen hat. Auch nachher mit der Litteratur wie ein zunftmäßiger Gelehrter oder ein geschäftsfreyer Dilettante fortzugehen, davon halten ihn Beschäftigungen zurück, die wichtiger sind, als alle litterarische. Er, der sein ganzes Leben seinem erhabenen Beruf widmet, der kein Vergnügen kennt, als Regent und Vater seines Volks zu seyn, — Er sucht nur in den Wissenschaften Nahrung für seine grosse Seele, nicht Zeitvertreib und Ausfüllung leerer Stunden, die er nie hat. Ohne Schmeicheley kann man ihn den gelehrtesten König aller Jahrhunderte nennen, aber ein Literator ist er nicht, — denn wenn er es wäre, könnte er nicht der grosse, der unnachahmliche, der einzige Friedrich seyn. Nur ein Jakob I. ließ sich mit den Profeßionsgelehrten in einen pedantischen Wettstreit ein, in dem er nicht obsiegte, aber doch darüber vergaß König zu seyn. Aber Friedrich, in dessen Karakter alles im vollkommensten Ebenmaaß sich vereint, ist nur Gelehrter, um desto grösserer König zu seyn. v. H.

Unterredung
des
Königs von Preussen
mit dem
Rektor und Professor des Joachimsthalischen Gymnasiums
Ludewig Heinrich Meieretto,
am 22. Januar 1783. *)

Wenn Friedrich, dieser in seiner Art einzige Monarch auch nicht an der Spitze seiner Heere, oder in Friedenszeiten im Kabinette bewundernswürdig wäre; wenn er auch nicht durch seine Königliche Güte die ihm Untergebenen beglückte, und mit Millionen von Aufwand wüste Gegenden fruchtbar machte, und menschenleere Provinzen mit unglaublichen Kosten bevölkerte; so würde er uns doch als Dichter, Geschichtschreiber und Philosoph Bewunderung und Hochachtung abnöthigen.

Unter allen Gegenständen, die seinen scharfsichtigen Geist auf sich hefteten, waren die Künste und Wissenschaften gewiß nicht die geringsten. Die Schulen besonders erregten, gleich beym Anfange seiner Regierung,

*) S. P. A. Winkopps Bibliothek für Denker und Männer von Geschmack, I. Band, II. St. Nro. 3.

seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Nach dem siebenjährigen Kriege, da sein erleuchtetes Auge an dem Bauer in Sachsen mehr Kultur und Verfeinerung erblickte, als an dem Bauer im Brandenburgischen, der noch immer nach seiner Väter Weise erzogen, gelehrt und gebildet ward, ließ er eine grosse Menge Küster aus Sachsen kommen, vertheilte sie auf dem Lande, und setzte hunderttausend Thaler zur Verbesserung und Vermehrung ihres bisher sehr kümmerlichen Gehaltes aus. Die Landschulen wurden durchgehends reformirt, und die Stadtschulen verbessert. Auch die höhern Schulen und Gymnasien erlitten zu ihrem Vortheile manche Veränderungen. Verschiedene, die gänzlich in Nichts versunken waren, wurden wieder hergestellt, und ihr neuer Glanz schien ihren vorigen Ruhm durchaus zu verdunkeln. Die Ritterakademie zu Liegnitz, die unter der Vorsorge des Ministers von Zedlitz so blühend geworden, ist hiervon ein Beweis. Die Gymnasien zu Stettin, Breslau, Elbing, Klosterbergen haben ebenfalls verschiedene Verbesserungen erfahren. Unter allen übrigen erstreckte sich die Sorgfalt dieses Ministers auf das Joachimsthalische Gymnasium in Berlin, das besonders grosse Fonds hat, und nach Klosterbergen für die beßte Schule des Landes zu halten ist.

Der Monarch hatte schon vor drey Jahren mit dem Minister von Zedliz eine sehr lange Unterredung über

die Verbesserung der Schulen seines Landes gehabt. Er hatte besonders dahin seinen Willen zu erkennen gegeben, daß derselbe durchaus darauf ein wachsames Auge haben solle, daß die Sprachen und vorzüglich die lateinische und griechische nicht vernachläßigt würden. Diese wären, sagte er, die einzigen Quellen, die eine gesunkene Menschheit von Barbarey, Unwissenheit und den Greueln der Pedanterie und der Vorurtheile noch erretten könnten, und sie wären noch bis jetzt die einzigen Lehren der Wahrheit, des Geschmacks, des Schönen und Erhabenen. Er hatte zu gleicher Zeit den Wunsch geäussert, daß man auch die Beredsamkeit nicht verabsäumen möchte, und so wie Cicero und Demosthenes hierinn insbesondere Meisterstücke hinterlassen hätten: so hätte uns zu gleicher Zeit Quintilian die vortreflichsten Regeln und Anwendungen derselben gezeigt. Man müsse also den Quintilian als den beßten Schriftsteller über die Redekunst zum Grunde legen, unmittelbar seine Regeln bey der Erklärung der Reden des Cicero in Anwendung bringen, und zeigen, wie diese Reden nach den Vorschriften des Quintilian zu verfertigen und zu erklären, und wie umgekehrt wieder die Regeln des Quintilian aus der Zusammensetzung dieser Reden erklärt werden müssen. —

Ein Monarch, der selbst ein Kenner der Wissenschaften, ja der selbst in seinen Schriften einen so hohen

Grad

Grad der Beredsamkeit mit der Philosophie verbindet, muß natürlich die Vortheile erkennen, die dem Staate unmittelbar, aus der Befolgung seines Willens und aus den eben so vortreflichen als wahren Grundsätzen und Vorschlägen entspringen. Er, dessen tiefer Blick das ganze Feld der Gelehrsamkeit durchschaut, kennt, sowol die Mängel unserer Litteratur, als er ihr Gutes und Brauchbares schätzt und empfindet. Er weiß, daß gute Redner, wenn sie gleich nicht das mehr seyn können, was sie in Griechenland und Rom waren, einem Lande ungmein vielen Nutzen verschaffen, und daß unsere Prediger, die einzige Art Redner, die uns in Deutschland noch übrig ist, dem Staate eben so nützlich und vortheilhaft, als nothwendig und unentbehrlich sind. Der gewöhnliche, unzählbare Hause der schlechtern Kanzelredner, der das Volk weder rührt noch erbauet, noch in seinen vielfachen Trübsalen des Lebens Trost gewährt, ist dem Staate weder nothwendig noch nützlich.

Der Monarch hatte sich so genau nach dem Zustande der Schulen erkundiget, und besonders nach dem Zustande des Joachimsthalischen Gymasiums, nach den Wissenschaften, die daselbst getrieben würden, nach der Geschicklichkeit der Lehrer, nach den Fähigkeiten und Kenntnissen der Schüler, daß er beym Schlusse der Unterredung dem Minister eröfnete, daß er mit ehesten

selbst einige von den Schülern der erstern Klasse zu sich kommen lassen, und prüfen würde; es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß dieses gewiß erfolgt seyn würde, wenn nicht wichtige Geschäfte den Monarchen abgehalten hätten, seinen Entschluß in Ausübung zu bringen.

Indessen hatte diese Aeusserung den vorzüglichen Nutzen, daß Lehrer und Schüler mit einem Eifer und einer Thätigkeit beseelt wurden, die ohnmöglich ohne den glänzendsten Erfolg seyn konnte, und daß die Vorstellung bey dem größten Könige eine vorzügliche Ehre zu erwerben so viel vermogte, daß der Nachläßige und Träge aus seinem Schlummer geweckt, und der Fleissige zu noch grösserer Betriebsamkeit ermuntert wurde.

Auch für die Litteratur war diese Unterredung nicht ohne Nutzen. Das Griechische ward nun mit noch grösserem Ernste, als vorher getrieben, und verschiedene Gelehrte beeiferten sich, theils für Schüler, theils für die gelehrte Welt einige wichtige Zweige dieser Litteratur zu bearbeiten. Daher entstanden die Versuche der Logic nach Platonischen Grundsätzen, von **Engel**, und die Bearbeituug einiger Dialogen des Plato, von **Gedike** und **Biester**, nebst der Uebersetzung derselben. **Borhek** übersetzte ebenfalls einige griechische Autoren, Bahrdt den Juvenal und Tacitus. Auch das übrige Deutschland nahm Antheil an den Bemühungen dieser Männer, und mehrere vereinigten sich, beyde Spra-

chen mit ernstlichem Eifer von neuem zu bearbeiten, und diesen wichtigen Theil der Litteratur, den man schon zu vernachläßigen anfieng, nachdem die Schöngeisterey Mode geworden war, von neuem mit ihrem fruchtbaren Feuer zu beleben.

Nachdem jene seltenen Genies, die auch bey der Nachwelt unserm Jahrhunderte Ehre machen werden, entschlafen sind, nachdem der Monarch nun nicht mehr den geistreichen Umgang eines Voltaire, Algarotti, d'Argens und Maupertuis genießt; so sind in deren Stelle nun andere Personen getreten, die jetzt die gelehrte Unterhaltung derselben ersetzen. — Hierunter gehört der Marchese Luchesini, ein Mann von vortreflichen Kenntnissen, der Graf Colonna, ein feiner Menschenkenner, ein Herr von vieler Gelehrsamkeit, und was noch mehr werth ist, als dieses, ein Herr von vortreflichem Karakter und von der reinsten Philosophie genährt. Er besitzt einen ausserordentlichen Schatz von Kenntnissen. Er ist ein Kenner der Geschichte, der Alterthümer, und der schönen Litteratur der Engländer, Franzosen und Italiener. Mit einem Worte, er ist ein Edelmann, der sich durchaus von den gewöhnlichen Edelleuten gar sehr unterscheidet — und wenn es wahr ist, daß ihn der König an die Stelle des verstorbenen Ministers von Bismark gesetzt hat; so hat seine Wahl vielleicht auf kein würdigeres Subjekt fallen können. —

Der Abbe du Val Pirau ist Vorleser des Königs. Er führt mehr den Titel eines Vorlesers, als daß er das Amt desselben in der strengsten Bedeutung verwaltete. Der Monarch war vor einigen Jahren sehr an ihn attachirt. Er verband die Leichtigkeit eines Franzosen mit den schönen Künsten eines Italieners; und sein Umgang ist witzig, geistreich und unterhaltend. Er war sehr oft um und bey dem Monarchen, er begleitete ihn auf den Revüen, und ritt in der Suite desselben mit einem braunen Rock, einer runden Perruque und braunen Strümpfen. — Der Graf Pinto aus Savoyen, dient mehr zur Aufmunterung als zur ernsthaftern Unterhaltung des Monarchen. — Der ganze Hof drückt oft die Pfeile seines Witzes auf ihn ab — die meist eben so geschwinde zurück auf seine Gegner prallen, als sie ihn selbst tief verwunden.

So lange sich der Monarch diesen Winter die Karnevals Zeit über in Berlin aufhielt, war entweder der General Möllendorf, ein Mann von eben so grossen Kenntnissen, als treflichem Karakter, sein Abendgesellschafter, oder verschiedene Herren von der Akademie der Wissenschaften. Der Abt Denina hatte oft die Ehre ihn zu unterhalten, oder vielmehr umgekehrt, der Abt Denina hatte oft die Ehre, von dem Monarchen unterhalten zu werden. Man kennt diesen Mann aus seiner Geschichte von Griechenland und Italien. Da

er diese Geschichte nicht immer aus den Quellen selbst schöpfte, sondern da arbeitete, wo andere Geschichtschreiber ihm vorgearbeitet hatten; so verbreitete er über sein Werk eine Art von Räsonnement, das sich zwar ganz gut lesen läßt, aber nicht das richtigste und treffendste der Sache selbst enthält. Dessen ohngeachtet ist es ein Werk, das seinem Verstande und Kenntnissen Ehre macht. Man will in seiner Unterhaltung einen gewissen philosophischen Geist bemerkt haben, den er vortreflich über die Materie, von der die Rede ist, zu verbreiten weiß.

Verschiedene Professores von der Akademie Militaire hatten ebenfalls die Ehre zum Monarchen gerufen zu werden; unter andern der Hofrath Stosch, der zu gleicher Zeit erster Bibliothekar und Oberaufseher über die Kunstkammer ist, ein Mann von guten Kenntnissen, der das hat, was man Esprit juste nennt. Wer den persönlichen Umgang dieses Mannes kennt, der wird gestehn, daß er kein schlechter Gesellschafter sey. Eben deswegen war die Unterhaltung mit ihm um so lebhafter. Prevost, der Sulzers Stelle bekleidet, ward auch einigemal zum Monarchen gerufen. Der Mann ist durchaus Franzose. Dies ist ihm kein Schimpf, wenn gleich einige unserer neuesten Schriftsteller wähnen wollen, als gäbe es in Frankreich keine Gelehrsamkeit, keine Kenntnisse und keinen gesunden Menschenverstand mehr.

Er kann zwar kein Wort deutsch sprechen, welches immer eine Lücke in seinen Kenntnissen verursachen muß, und welches man auch allerdings an ihm tadeln kann, allein deßwegen ist er doch immer ein Mann von grossen Talenten. Dabey besitzt er eine grosse Beredsamkeit. Der Fluß von Worten ist bey ihm ganz ausserordentlich; und da er überaus lebhaft und leicht denkt; so fehlt es ihm nie an Materie zu reden. Er beschäftiget sich schon seit einiger Zeit mit dem Euripides, und wenn ich gleich neben dem griechischen Text eine lateinische Uebersetzung erblickte, und ausser dieser auch noch eine alte französische daneben auf dem Tische ligen sah: so glaube ich doch, daß die Arbeit gut werden wird. Der Marquis d'Argens, der bekanntermassen kein Wort griechisch verstand, übersetzte doch den Ocellus Lukanus und den Timäus, und die Dissertationen, die er diesen Autoren beyfügte, las man mit Vergnügen. Das erste paßt zwar nicht auf Prevost, aber doch gewiß das letzte.

Formey, ein bekannter und berühmter Name, der, wenn er auch nicht als Secretaire perpetuel der Akademie bekannt wäre, doch durch seine Schriften bekannt genug seyn müßte, genoß mit dem Direktor der philosophischen Klasse, Merian, zugleich sehr oft die Ehre, bey Friedrich dem Grossen zu seyn.

Formey ist mir immer nicht so sehr seiner Schriften,

als vorzüglich seines vortreflichen Karakters wegen verehrungswürdig gewesen. Sein Leben so von aller Kunst und Pracht entfernt, so bescheiden, ruhig, ohne viel Geräusch, und doch dabey wirkend und Gutes stiftend, ein erklärter Feind gegen alle Freygeister, oder besser gegen ihre Schriften, aber dabey sie doch duldend, nie verfolgend gegen sie, immer bereit, im freyen Felde gegen sie zu fechten, griff er sie nie im Finstern oder im Dunkeln heimtückisch an, und wenn er gleich nie Lorbeerkränze gegen Rousseau oder den Philosoph von Sans Souci errang; so geschah es wohl nicht deßwegen, weil er ohne Muth als ein feiger Flüchtling die Waffen gegen sie ergriff, sondern, weil er gegen geschärfte, stählerne Waffen mit stumpfen und rostigen focht. — Seine Schriften sind nichts anders, als Erbauungsbücher, die für die französische Kolonie vortrefliche Erklärungen des alten und neuen Testaments enthalten, für die Deutschen aber taugen sie nicht; diese sind bekanntermassen mit den Engländern schon viel weiter in Erklärung der heiligen Schrift gekommen, als je die Franzosen bey ihrem jetzigen Studieren kommen werden; am wenigsten sind Formeys Schriften Muster in der Philosophie, sie können es nicht seyn, denn sie athmen alle den Geist der geoffenbarten Religion.

Dennoch ist Formey ein Mann, der die Achtung und Verehrung jedes rechtschaffenen Mannes verdient,

wenn er gleich in Absicht der Gelehrsamkeit von Merian, diesen vorzüglichen Lieblinge der Musen, bey weiten übertoffen wird. Merian ist von Geburt ein Schweizer; wenn man es auch nicht wüßte; so wird ihn doch sein Accent verrathen. Ein vortreflicher Mann, sowohl in Ansehung seines Herzens, als in Ansehung seiner grossen und seltenen Gelehrsamkeit. Er ist mit der Tochter des berühmten Jordan, der wegen seines Karakters und wegen seiner Gelehrsamkeit so sehr von Friedrichen geliebt ward, verheirathet. Wenn ein Theil dieser Neigung vielleicht noch auf den Schwiegersohn dieses berühmten Mannes fällt; so darf man sich nicht wundern, daß Friedrich Merian vorzüglich schätzt, weil er die beyden Stücke, die er an seinem Freund Jordan liebte, in seinem Schwiegersohn wieder findet. Freymüthigkeit, und dabey doch Bescheidenheit, Gründlichkeit ohne Prahlerey, Menschenfreundlichkeit ohne Stolz und Ruhmsucht; dies sind die Eigenschaften, die Merian bey jedermann beliebt und achtungswerth machen müssen. Ich wüßte auch nicht, daß dieser Mann einen einzigen Neider hätte, wenn er gleich die Gnade des Königs in einem ziemlich hohen Grade besitzt. Er hat, wie man weiß, das Beßte über die Apperceptionen geschrieben; die verschiedenen Stücke der Metaphysik, die er bearbeitet hat, die sich zum Theil in den Memoires der Akademie befinden, verrathen

ebenfalls einen denkenden, philosophischen Kopf; er hat auch den Claudian ins französische übersetzt. Wer Merian persönlich kennt, muß ihn für einen der größten Gelehrten in Berlin halten, wenn er gleich nicht viel Geschrey von seiner Gelehrsamkeit macht. Er hat die griechische und lateinische Sprache vollkommen inne, und da seine Gelehrsamkeit von einem sehr guten Gedächtnisse und der richtigsten Beurtheilungskraft unterstützt wird; so ist sie um so viel grösser und bestimmter. Sein Umgang ist ungemein interessant, denn durch seine natürliche Lebhaftigkeit, in Verbindung der vortreflichsten Kenntnisse, werden selbst unbedeutende Dinge wichtig, durch seine Bemerkungen auffallend, und durch das Vergnügen, das er darüber zu verbreiten weiß, unterhaltend, lehrreich und angenehm.

Auch Achard, dieser grosse Naturkündiger, den man in Lichtenberg, einem kleinen, angenehmen Dorfe bey Berlin, wo er ein kleines Landhaus im Sommer bewohnt, einstimmig für einen grossen Hexenmeister erklärt, (und wahrlich verdient einer den Namen eines Hexenmeisters, so ist ers) hatte einige gelehrte Unterredungen mit dem Monarchen. Achard ist ganz das, was er seyn will, und wofür man ihn einstimmig erklärt. Er opfert Leben und Gesundheit über die Beobachtungen der Natur auf, und schenkt ihr die schönste Zeit seines Lebens. Aber gewiß, er wird auch für die-

sen kostbarsten Aufwand auf das vollkommenste entschädigt. Indem sie ihm ihren oft zarten und leichten, oft aber auch dunkeln und schweren Schleyer enthüllt, entdeckt sie ihm Wunder, die dem blöden Auge des flachen Bemerkers unbegreifliche Räthsel bleiben.

Da die Unterredungen mit Formey, Stosch, Prevost und Achard nur die Wissenschaften überhaupt betrafen, und wir uns auf sie nicht einschränken mögen; so gehn wir so gleich zu der weit merkwürdigern, mit dem Professor Meierotto, der mit Merian zugleich beym Monarchen war, über.

Da Merian Oberaufseher des Joachimsthalischen Gymnasiums ist; so hatte der Monarch sehr oft Gelegenheit genommen, sich mit ihm wegen des Zustandes dieser Schule zu unterreden. Der Monarch hörte mit Vergnügen die Verbesserungen, die seit einigen Jahren in Absicht der Lehrmethode vorgenommen waren; er vernahm mit eben so vieler Theilnehmung das unpartheyische Lob, welches Merian der Thätigkeit der Lehrer und dem Fleisse der Schüler beylegte, und freute sich über das unermüdete Bestreben, womit der Vorsteher desselben, der Rektor Meierotto das Wohl dieser Schule besorgte, und nicht nur den Fleiß derselben beständig in Thätigkeit zu erhalten, sondern auch die gute Ordnung, die Disciplin und die Moralität der Schüler zu befördern und zu vermehren suchte.

Der Monarch ward nun begierig, den Mann, der im Stillen so sichtbar viel Gutes wirkte, kennen zu lernen, und Meierotto erhielt den Befehl, mit Merian zugleich vor ihm zu erscheinen.

Meierotto ist groß von Person, hat eine einnehmende Mine, und eine wohltönende Stimme. Seine Manieren haben nicht das mindeste von derjenigen Pedanterie, die man gewöhnlicher Weise den Schulleuten vorwirft; er ist ein Mann, der sich durch seine Höflichkeit, durch seine feine Sitten und durch sein angenehmes Wesen, das mit einem gewissen Ernst und einer anständigen Würde vergesellschaftet ist, aller Herzen erwirbt. Sein Geist ist mit den Schriften der Alten und besonders der Römer auf das beßte genährt. Er spricht gut französisch, und kennt alle Schriftsteller dieser Nation. Im Lateinischen hat er mehr Stärke, als im Griechischen; er schreibt einen ächt römischen Styl, der aber, weil er zu schön schreiben will, etwas dunkel wird. Er hat über die Sitten und Gebräuche der Römer geschrieben, ein Buch, das seiner Geschicklichkeit Ehre bringt; und er würde noch mehr nützliches schreiben, wenn er sich nicht ganz dem Wohl seiner Schüler wiedmete, und eben daher mit Arbeiten überladen wäre. Gegen seine Schüler ist er strenge, er weiß seine Würde mit Ansehen gegen sie zu behaupten, und kein Mensch kann ihm das Lob versagen,

daß er nicht ganz das seyn sollte, was er seyn will.

Ein Mann mit diesen Eigenschaften begabt, von dem der Monarch schon so viel Gutes gehört hatte, mußte sich natürlich sogleich den Beyfall Friedrichs erwerben. „Es freut mich, mein lieber Professor, daß ich ihn kennen lerne,„ war die erste Anrede des Königs, „wie stehts mit dem Gymnasium?„ Sire, nach meiner Meynung steht es gut, die Lehrer erfüllen ihre Pflicht, und Schüler die ihrige. „Wird der Quintilian so getrieben, wie ich es befohlen habe?„ Ja, Sire. „Nun, wie denn? wer erklärt ihn?„ Ich selbst, Sire. Zuerst werden alle Theile der Redekunst durchgegangen, erklärt, und darauf die Anwendung durch eine Rede des Cicero, oder durch eine dahin passende Stelle gezeigt. „Gerade so würd' ich es auch machen,„ versetzte der Monarch, „wenn ich den Quintilian erklären sollte. Z. B. wenn ich das Kapitel von den Leidenschaften vor mir hätte, und ich den jungen Leuten nun zeigen sollte, wie sie geschwächt und vermindert, oder erregt, verstärkt und vermehrt würden, oder wie ich vor einer unwürdigen Handlung einen Unwillen oder Abscheu erregen sollte; so würde ich ihnen kein schicklicheres und vollkommneres Muster dabey aufstellen können, als die Reden des Cicero gegen den Verres.„ Hier breitete sich nun der

Monarch über die vortreflichen Reden dieses grossen römischen Redners aus, zeigte ihre Schönheiten, ihre vortreflichen Verbindungen, die Ordnung, die Stärke der Gedanken, und den philosophischen Geist, der darinn herrscht, und führte, was in der That den beyden Männern, Merian und Meierotto Verwunderung erregte, ganze Stellen aus den Reden gegen den Verres aus dem Gedächtnisse an, verglich sie mit den Regeln des Quintilian, und zeigte nach diesen Regeln und Grundsätzen ihre Schönheiten und Vollkommenheiten. Darauf wandte er sich wieder gegen Meierotto, und fragte ihn, ob die jungen Leute sich auch stark auf die Beredsamkeit legten, und ob sie daran Geschmack fänden? ob ihnen auch Themata zu eigenen Ausarbeitungen und Uebungen gegeben würden, und ob sie auch viele dergleichen Themata erhielten? denn es wäre natürlich, daß darinn eine Wahl statt fände, damit ein jeder sich eins nach seinem Gefallen, Kräften und Fähigkeiten aussuchen könnte. Meierotto beantwortete alle diese Fragen zur Zufriedenheit des Monarchen, und Friedrich ermunterte und ermahnte ihn noch besonders, die Beredsamkeit auf das fleißigste zu treiben, indem Deutschland durchaus noch keine grossen Redner aufstellen könnte. Meierotto widersprach dieser Meynung des Monarchen mit einer Bescheidenheit, die dem Monarchen nicht

beleidigend seyn konnte; und da er ihn fragte, er möchte ihm doch einen deutschen Redner nennen, der die gehörigen Erfordernisse eines Redners hätte; so nannte ihm Meierotto den Probst Spalding. Der Monarch forderte ihn nun auf, die Eigenschaften zu nennen, die Spalding zum Redner qualificirten. Da diese nach der Reihe waren genennt und bewiesen worden, erwiederte der Monarch, daß es ihm unglaublich schiene, daß Spalding, wenn er auch alle Eigenschaften des Redners besässe, mit Ueberzeugung die christliche Religion predigen könne, und da Meierotto auch diesem widersprach, und seinen Satz auf den noch immerfort dauernden Beyfall dieses Mannes gründete; so versetzte der Monarch, daß dies wahrscheinlich daher käme, weil er vielleicht kurz predigen möchte, und dadurch seine Zuhörer vor die lange Weile und den Ueberdruß in Sicherheit setzte. Diesen Einwurf des kurzen Predigens mußte Meierotto zugeben. Der Monarch war mit den Widersprüchen seines Gegners zufrieden, und mit sich selbst, indem sein letzter Einwurf den Sieg behielt.

Da dem Monarchen beständig das Wohl seiner Unterthanen am Herzen ligt; so kam er nach dieser Unterredung über die deutschen Redner wieder auf die jungen Leute des Gymnasiums zurück. Er fragte nun Meierotto, ob es wohl unter den Schülern welche gäbe,

die selbst so viel Geschicklichkeit hätten, das Thema einer Rede zu finden, die Disposition derselben selbst zu entwerfen, und sie nach dieser zu bearbeiten? Meierotto bejahete diese Frage, daß er in der That einigen diese Kenntnisse zutrauete. Der Monarch schien damit überaus zufrieden zu seyn, und ließ sich selbst die Namen und den Geburtsort dieser fähigen Köpfe nennen, und da er fand, daß keiner unter diesen aus Berlin gebürig war; so schien ihm dieses im mindesten nicht auffallend zu seyn. Er machte vielmehr die eigene Bemerkung, und sagte, indem er Meierotto auf die Schulter klopfte: „Die Berliner lernen nichts, „mein lieber Professor, das wird er selbst erfahren, „und ich weiß es auch selbst sehr wohl; die Erziehung „taugt in Berlin nichts, und er wird Mühe haben, „ihnen von Wissenschaften etwas beyzubringen.„ Der Monarch beklagte sich nun selbst über die mehrentheils schlechte Erziehung, die in Berlin herrschte, nannte sie weichlich, modisch und französisch, die weder den Verstand noch das Herz bilde, und erklärte zuletzt mit vieler Wärme und Theilnemung; daß so lange er noch regierte, die Unwissenheit und Barbarey in seinen Landen nicht wieder einreissen solle; — daß er alle seine Kräfte dahin anwenden würde, daß die Gelehrsamkeit in seinem Reiche nicht wieder zurück sinken sollte, wie es jetzt in Frankreich geschä-

he, das nach dem Tode einiger grosser Männer vor die Wissenschaften nichts wichtiges mehr leiste. Darauf gab er ihm für die fähigern Schüler noch die gute pädagogische Lehre, sie nie zu loben, damit sie nicht in Eigendünkel und Stolz geriethen, sondern beständig selbst das Gute an ihnen nachzubessern, damit sie in einer immerwährenden geringen Meynung von sich erhalten würden, und stets den Zweck vor Augen behielten, ihre Kenntnisse zu vermehren. Der Monarch lenkte darauf wieder das Gespräch auf die deutsche Litteratur, und bemerkte von neuem mit vieler Scharfsinnigkeit ihre Mängel. Er warf den Deutschen auch vor, daß sie bey der Menge von Dichtern, die Epope ganz vernachläßigten, diese Art der Dichtkunst, worinn sich ein grosser Dichter am meisten hervor thun könnte. Alle kultivirte Nationen, sagte er: haben ihr Heldengedicht; die Italiener, die Franzosen, die Engländer; warum nicht die Deutschen. Man sagte ihm, daß wir sie bearbeitet hätten, und nannte ihm die Messiade. Friedrich aber verwarf mit Recht ein solches Sujet als untauglich. Der Monarch nannte darauf Wieland, und schätzte sein in voller Absicht grosses Verdienst um die Bildung des Geschmacks und der deutschen Litteratur, und fragte, wo er lebte? man antwortete: in Weimar. Ha ha! versetzte der Monarch, wo der Herzog mit seinem Göthe lebt.

Schien

Schien übrigens Göthen als Schriftsteller eben nicht sehr zu schätzen.

Warum bearbeiten die Deutschen nicht ein Sujet als Epope wie Gustav Wasa? sagte der Monarch. Es ist so reichhaltig an Materie, fuhr der Monarch fort, der Held so wichtig und erhaben, daß man kein besseres zu einer Epope finden kann. Er zergliederte darauf den Karakter dieses grossen Königs, zeigte seinen Muth, seine Standhaftigkeit, und seine grosse Seele; entwarf den ganzen Plan zu einer Epope, die Episoden, zeichnete die verschiedenen Karakter der handelnden Personen vor, und das alles mit so viel Kunst, mit so viel Rücksicht auf das Ganze, daß man hätte schwören sollen, der Monarch bearbeitete sie selbst.

„Aber das nämliche Sujet könnte auch ein rührendes Trauerspiel geben — glauben Sie das wohl, meine Herren?„ Das würde schon schwerer seyn, Sire! antworteten beyde. Wir wollen einmal sehen, erwiederte der Monarch. Er vertheilte darauf einer jeden merkwürdigen Person der damaligen Zeit, ihre Rolle, und entwarf mit eben derselben Leichtigkeit, wie vorher bey der Epope, den Plan dieser Tragödie; und versicherte, es wäre nichts leichter, als aus einer Epope ein heroisches Trauerspiel zu verfertigen. Wir glauben, der grosse König hatte Recht.

Eine bewundernswürdige Erscheinung für unser Jahrhundert, einen Monarchen auf dem Throne zu sehen, der das ganze Feld der Wissenschaften mit dem nämlichen durchdringenden Blick übersieht, als er das Schlachtfeld und das Feld der Regierung überschaut. Die Unterredung, in welcher der Monarch die huldreichste Herablassung, eine ungemeine Lebhaftigkeit und Munterkeit mit Witz und Scherz untermischt, und so viel Theilnehmung und Sorgfalt für das Wohl seines Landes und das Glück seiner Unterthanen blicken ließ, schien beyden Männern, ohnerachtet sie beynahe über anderthalb Stunden dauerte, wie wenige Minuten vorbey gestrichen zu seyn.

Als der Monarch beyde Männer entließ, wendete er sich nochmals zu Meierotto, und sagte zu ihm: Denke er, mein lieber Professor, daß er vor die ihm untergebene Jugend mehr ein bessernder Vater, als ein steter Lobredner ihres Fleisses und ihrer guten Handlungen seyn muß.

Man glaubt gewiß, daß wenn es nicht zu kurze Zeit vor der bestimmten Abreise des Monarchen nach Potsdam gewesen wäre, die den Tag darauf erfolgte; so würde der Monarch selbst einige von den Schülern haben zu sich kommen lassen, um sie zu prüfen.

Wenn man so das ganze Leben dieses bewunderns-würdigen Monarchen betrachtet; wenn man die grosse Macht desselben erwäget, und dagegen die Simplicität in seinen Sitten und in seiner Lebensart stellt; wenn man seinen grossen Reichthum, und seine Schätze gegen seinen geringen Aufwand, der kaum dem mittelmäßig begüterten Kaufmann gleich kömmt, hält; wenn man die Hoheit seines Ranges, mit seiner zuvorkommenden Höflichkeit vergleicht, indem er auch dem geringsten seiner Unterthanen den Gruß erwiedert, den dieser ihm ehrfurchtsvoll bietet: wenn man seine Leutseligkeit, seine unendliche Geduld, mit der er so oft die ungestümen Bitten und Beschwerden derselben anhört, ihre oft unglaublich dreiste Forderungen mit der ruhigsten Gelassenheit erduldet, oder ihre oft läppische Beschwerden erträgt, kurz, wenn man den Monarchen vom Menschen unterscheidet, und ihn auch nur als Mensch betrachtet; so kann man ihm unmöglich die Bewunderung versagen, die schon so lange die Welt vor ihn hegt.

Wenn man dazu noch jene unpartheyische Gerechtigkeit rechnet, die jedem zu Theil wird, die Freyheit zu denken, zu reden und zu schreiben, was jedermann will, kann und vermag, die grosse Freymüthigkeit, die unter allen Ständen herrscht, seine Meynung und sein Urtheil von jedermann zu sagen, die oft sogar ganz

dreist die Handlungen des beßten Monarchen selbst beurtheilt, oft verunglimpft, und sogar mit unverschämter Frechheit tadelt, eine Freymüthigkeit, für die man in Nürnberg verwiesen, in Paris Zeitlebens in die Bastille gebracht, und in Konstantinopel gespießt würde, in Berlin aber ungeahndet bleibt; denn der Monarch, der sich seiner Grösse bewußt ist, straft diese Vergehungen nur mit Verachtung. Wenn man alles dies mit reiflicher Ueberlegung erwäget; so wird man gestehen müssen, daß dasjenige Land glücklich sey, wo der Monarch ein Philosoph ist.

Grammatische
Bemerkungen
von
Spate und Leibnitz,
Lambert und Adelung.

Aus meiner von der Churfürstl. deutschen Gesellschaft zu Mannheim gekrönten Schrift

über die

Hauptepochen der deutschen Sprache.

Spatens (Caspar Stielers) Sprachschatz oder Stammbaum der deutschen Sprache erschien im J. 1691. zu Nürnberg in 4to. In der Vorrede giebt er den philosophischen Grund an, warum er sein Wörterbuch nicht mit mehrern Wörtern angeschwellt habe: „Aus denen Vorhandenen, sagt er, kann der Uebergangenen Verstand „und Erklärung leichtlich gezogen werden. Z. B. haben die Duppelzeitwörter mehrentheils noch viel andere abgeleitete, welche aber, da sie vorkommen, „aus dem Grundworte, ohne sonders Nachdenken beurtheilt werden mögen. Theils einsame Wörter, so „unfruchtbar seyn, oder deren Zweige durch das Alterthum, Nichtbrauch und unsrer Vorfahren Unachtsamkeit verdorrt, abgefallen, und in das Grab der „Vergessenheit verscharrt worden sind, nebenst denen „fremden und durch den Gebrauch in Deutschland nunmehro angenohmen und bekannten zu diesem mal übergangen worden.„ Von der Rechtschreiberey heißt es: „Mehrentheils ist sie der bisher üblichen gemäß, „und zuvörderst auf den Klang und Ausrede jedes deutschen Wortes gerichtet, auch die unnöthige Buchstaben, so nicht gehöret werden, insonderheit aber das „verdrießliche h bey denen langlautenden Stimmern

„a, o, u, und denen Doppelstimmern mehrentheils
„ausgelassen, die fremde Worte aber, wie sie lauten,
„sonder Absehen auf ihre lateinische oder griechische An-
„kunft, geschrieben worden, und zwar nach dem Exem-
„pel aller andern Sprachen, welche ein fremdes Wort,
„wie es bey ihn geschrieben wird, ohne Betrachtung
„des ausländischen Ursprungs jederzeit geschrieben ha-
„ben.„ Gegen die ausländischen Wörter eifert Spate
in folgenden Worten: „Man sollte erst den deutschen
„Busch wohl ausklopfen, und Brunnquellen prüfen, ehe
„man verspielt giebt, und vor fremden Thüren Brod
„sucht. Und eben um der Ursachen willen hat man zuwei-
„len in diesem Buche etwas weit in das Alterthum grei-
„fen und die verlegene Worte, als da sind: Agh, Ee,
„Gay, Ild, Kam u. s. w. wieder hervor suchen müs-
„sen, damit man den Grund derer zwey- und mehr
„gliederichter Wörter anzeigen könne. Denn dieß ist
„gewiß und unzweifelich zu glauben, daß kein zwey-
„oder mehr gliedericht Wort eine deutsche Wurzel sey,
„sonder die Stammwörter allzumal nur in einem ein-
„zigen Gliede bestehn. — Und ist hierum billig die
„deutsche Sprache vor die vornehmste Hauptsprache
„zu beehren, als welche einfach, selbsteigen, lauter
„und rein ist, und nicht allein alles, was die Welt
„begreift, ohne Beyhülfe einer andern Sprache, deut-
„lich nennen, sondern auch diejenigen Dinge, so noch

„täglich andrer Orten erfunden, oder erdacht werden, „solch einen bequemen Namen geben kann, der so bald „von dem geringsten Menschen, Weibern und Kin„dern, wenn sie denselben nur einmal hören, verstan„den werden mag. Die Römer, ob sie gleich den hal„ben Theil ihrer Sprache denen Griechen, die andere „Hälfte aber uns Deutschen zu danken haben, hätten „dennoch sich eher in einen Finger gebissen, als in ei„ner öffentlichen Kunstrede oder bey ansehnlicher Ver„sammlung ein griechisch Wort eingelappet, und da „die Griechen schon von Römern bezwungen worden, „haben sie dennoch kein lateinisches Wort unter ihre „Schriften gemengt. Der Franzos nimmt wohl deut„sche Soldaten an, er nimmt aber keine deutsche Wör„ter mehr an, ist auch denenselben dergestalt Feind, „daß er die von Alters her gebrauchte deutsche und cel„tische Wörter immer nach und nach ausmustert. Man „hat schon eine geraume Zeit her wider solche Neugie„rigkeit der Deutschen gesungen und gesagt: Aber da „hilft weder warnen noch weisen, da muß employeren, „engagieren, incaminieren, charge, parole u. s. w. mit „unter partiert werden, es gerathe oder verderbe. Ja „es hat das Ansehn, ob wolle sogar noch das Uebele „ärger werden, nachdem man bey fürstlichen Höfen „französische Trachten, französische Gebehrden, franzö„sische Diener sieht, und lieber französisch als deutsch

„reden hört, wo es nur nicht ein Vorspuck des fran„zösischen Joches seyn möchte!„ Von der Sprachforschung und Wörterableitung, heißt es: „Es gehört „auch zu unserm Zweck die Betrachtung der uralten, „ja sogar der verlegenen deutschen Wörter und Wur„zeln, wie nicht weniger deren vielerhand Mundar„ten, worunter auch die gehören, so in den Norden„ländern stecken, insonderheit auch die Verwechselun„gen so wohl der Stimmer als der Mitstimmer. Denn „was jene betrift, so verändern sich etliche Stammlet„tern in ihren abgeleiteten durch alle Stimmer, ja „auch durch die Doppellauter selbsten. Z. Ex. Sprich, „ist die Wurzel, und wird derselbigen i zum e in der „gegenwärtigen Anzeigweise, ich spreche. In fast ver„gangener Zeit aber zum a, ich sprach; in dem leiden„den Mittelwort vergangener Zeit zum o, gesprochen, „und davon kommt nun das Zeitnennwort, Spruch „mit dem u, in der mehrern Zahl in ů verändert, „Sprüche. Es kömmt auch davon her, Gespräch, mit „ä. Dergleichen Wechselungen hat auch Brich, Bre„chen, ich brach, ich bräche, gebrochen, Bruch, Brü„che. Was die Mitstimmer belanget, so gehet es da„mit ja so veränderlich zu. Da werden nicht allein „deren oft ausgelassen, als das n in Braten, von „Brand und Brennen, in Wankeln, von Wanken und „Wankeln; in Drücken von Dringen; Zwicken von

„Zwingen u. s. w. sondern auch nicht selten Buchsta„ben hinzugethan. Bevorab werden die Mitstimmer „sehr stark in andere verwandelt, z. B. Brocken, von „Brechen, Kruppel von Kriechen; Steppen von Ste„chen; Frevel von Frech; Schlucken von Schlingen. „Zuschweigen was mit dem Vorsetzen und Zusammen„ziehn, zu- und abnehmen in deutscher Sprache vor„geht, als Brunn, Bronn, anstatt Born, Fressen „vor veressen; Beil von Beheuel, von Behauen; ha„deren vor hartreden, u. s. w.„

Unter den Vorgängern deren Bemühungen Spate sich zu Nutze gemacht, nennt er Valentin Ikelsamer, Oelinger, Ostrofrank, Bartolomäus, Scheräus, Joh. Clajus, Schottel, Hennisch. Mit Recht führt das Wörterbuch selbst die Aufschrift des deutschen Sprachschatzes. Demselben ist eine hochdeutsche Sprachkunst beygefügt. Dem Hochdeutschen giebt der Verfasser den Vorzug. „Das Niederländische,„ sagt er, „das Säch„sische, Schweitzerische, Oesterreichische, Schwäbische, „Fränkische, ja sogar das Meißnische sind nur verschie„dene Mundarten. Hochdeutsche Sprache heißt er „diejenige, deren man sich auf den Reichstagen, in „Kanzleyen und Gerichten, auf der Kanzel und im „Beichtstul, in den Büchern der Gelehrten, in Brie„fen und im Handel bedient.„

In dem dritten Capitel handelt er von der deutschen

Prosodie oder Aussprechung in dem Laut der Buchstaben. Im vierten Capitel von der Wortzeit oder dem rechten Klangmaasse der Wörter und Sylben. Das fünfte Capitel von der Rechtschreibung.

§. 3. „Nur entsteht hier die doppelte Frage. Erstlich: Wem denn wohl solche Schriftverbesserung vor „andern zukomme? hernach: Woraus selbige zu nehmen sey? Auf die erste Frage wird geantwortet: „Daß freylich nicht einem jedweden Idioten oder Klügelgeiste solch ein Werk anzuvertrauen sey. Dieweil „die Rechtschreibung der Wörter nicht auf einen ungewissen Treibsand und eigen angemaßte Neusucht gebaut seyn will, sondern es gehört Fleiß und Arbeit, „samt einer gewissen Grundkundigkeit hierzu. Muß es „demnach ein solcher seyn, welcher der deutschen Sprache vermittelst vielen Lesens, Schreibens und Nachdenkens mächtig worden, worzu dann ein jeder ehrlicher Deutscher natürlicher Weise verpflichtet ist, nur „daß er sich des unzeitigen Klügelns enthalte, und zuweilen durch die Finger sehen könne. Bey der andern Frage braucht es grösserer Mühe. Sintemal da „nicht auf die Gewohnheit der hochdeutschen Kanzleyen „so blosserdingen hin zu sehn: Weil die Kanzlisten mehrentheils sehr schlechte Deutsche seyn. Vielweniger „ist den gedruckten Büchern in gemein zu folgen, indem bekannt, daß Drucker und Setzer oft nach ihrem

„eignen Gehirn der Buchstaben mißbrauchen. Am al„lerwenigsten kann die alte Gotische, Runische, Zelti„sche, oder die jetzige Niederdeutsche Schreibung hier„innen Ziel und Maaß geben. Weil jene nach ihrem „damals rauhen Wörterlaut geschrieben: diese aber ihre „besondere Sprache und Aussprache haben. Wollte „man auch gleich von denen Gottes- Rechts- Natur- „und Weltgelehrten die Art und Weise zu schreiben er„borgen: so haben dieselbe hievon aus den Schulen „nie etwas Grundrichtiges gebracht u. s. w. Die erste „Regel soll diese seyn, daß die Schrift sich nach der „Rede und Aussprache vornemlich zu richten habe. „Die zweyte Regel, daß man dem gesunden Schreib„gebrauch nachtreten solle. Wozu denn sonderlich de„nen Ausländern ein gutes Wörterbuch nöthig, der „Stammwörter wahre Schrift abzusehn. Die dritte „Regel: in der Schrift soll sowohl auf die Herkunft „als auch die Wandelungen gesehn und die Worte dar„nach geschrieben werden.„ — „Unter den Gelehrten ist „ein grosser Streit: ob ausländischer Sprachewörter „ihre Buchstaben behalten, oder nach der deutschen „Ausrede bey uns geschrieben werden sollen. Z. B. „Zizero oder Cicero u. s. w.„

„Doch gehören diese Sachen zu keinem Glaubensar„tickel, und mag hierinne klug oder unklug seyn, der „da will, wenn man nur, um unnöthiger Schulfüch-

„ferey willen, der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben „sich müßigen kann.„

Die Spatesche Sprachkunst ist sehr fruchtbar an sinnreichen Bemerkungen. Auch sind die grammatische Kunstwörter glücklich verdeutscht. Besonders empfehlen wir C. XXI. von der Präposition oder dem Vorworte. C. XXII. von dem Adverbium oder Zuworte; C. XXIII. von dem Füg- und Triebworte (conjunct. und interject.) C. XXIV. von der Wortfügung u. s. w.

Wir wenden uns zu Leibnitzens Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. *) Diesen Aufsatz muß man ganz lesen. Nur einige Stellen zur Probe, und zwar so wohl von der Sprache als von den grammatischen Kenntnissen dieses grossen Mannes:

§. 9. „Ich finde, daß die Deutschen ihre Sprache „bereits hoch gebracht, in allem dem, so mit den fünf „Sinnen zu begreifen und auch dem gemeinen Mann „fürkommt, absonderlich in leiblichen Dingen, auch „Kunst und Handwerkssachen, weil nämlich die „Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftigt ge„wesen, und die Muttersprache dem gemeinen Lauf „überlassen, welche nichts destoweniger auch von den „sogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar

*) S. Leibnitii Collect. etymolog. ex edit. Jo. Georg. Eccard. Hannover. 1717. 8vo.

„wohl getrieben worden. Und halt ich dafür, daß „keine Sprache in der Welt sey, die z. Ex. von Erz- „und Bergwerken reicher und nachdrücklicher rede, „als die Deutsche. Dergleichen kann man von allen „andern gemeinen Lebensarten und Profeßionen sagen, „als von Jagd und Waidewerk, und von der Schif- „fahrt und dergl.„

§. 10. „Es ereignet sich aber einiger Abgang bey un- „serer Sprache in denen Dingen, so man weder sehn „noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung errei- „chen kann.„

§. 15. „Am allermeisten aber ist unser Mangel bey „denen Worten zu spühren, die sich auf das Sitten- „wesen, Leidenschaften des Gemüths, gemeinlichen „Wandel, Regierungssachen ziehn: wie man wohl be- „findet, wenn man etwas aus andern Sprachen in „die unsrige übersetzen will. Und weilen solche Wort „und Reden am meisten fürfallen, und zum täglichen „Umgang wackerer Leute sowohl als zur Briefwechse- „lung zwischen denselben erfordert werden, so hätte „man fürnemlich auf deren Ersetzung, oder weil sie „schon vorhanden, aber vergessen und unbekannt, auf „deren Wiederbringung zu gedenken, und wo sich der- „gleichen ergeben sollte, einigen guten Worten der Aus- „länder das Bürgerrecht zugestatten.„

§. 16. „Hat es demnach die Meynung nicht, daß

„man in der Sprache zum Puritaner werde, und mit „einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber be„quemes Wort als eine Todtsünde vermeide, dadurch „aber sich selbst entkräfte.„

§. 19. „Gewiß ist es, daß einige der Herren Frucht„bringenden und Glieder der andern deutschen Gesell„schaften hierinn zu weit gegangen.„

§. 20. „Anjetzo scheinet es, daß bey uns übel ärger „worden, und hat der Mischmasch abscheulich über„hand genommen, also daß die Prediger auf der Kan„zel, der Sachwalter auf der Kanzley, der Bürgers„mann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem „Französischen sein Deutsches verderbt.„

§. 21. „Gemeiniglich hat die Annehmung einer frem„den Sprache den Verlust der Freyheit und ein frem„des Joch mit sich geführt.„

§. 22. „Es würde auch die unvermeidliche Verwir„rung bey solchem Uebergang zu einer Sprache hun„dert und mehr Jahr über dauern, bis alles Aufge„rührte sich wieder gesetzt, und wie ein Getränke, so „gegohren, endlich aufgeklärt. Da inzwischen von der „Ungewißheit im Reden und Schreiben nothwendig „auch die deutschen Gemüther nicht wenig Verdunke„lung empfinden müssen. Weilen die meisten doch die „Kraft der fremden Worte eine lange Zeit nicht recht „fassen, also müdschreiben und übel denken würden.

„Wie dann die Sprachen nicht anders als bey einer „einfallenden Barbarey, oder Unordnung, oder frem- „der Gewalt sich merklich verändert.„

§. 23. „Gleichwie um gewissen gewaltsamen Wasser- „schüssen und Einbrüchen der Ströme nicht sowohl „durch einen steifen Damm und Widerstand, als durch „etwas, so Anfangs nachgiebt, hernach aber allmäh- „lig sich setzt und fest wird, zu steuern, also wäre es „auch hierinn vorzunehmen gewesen. Man hat aber „gleich auf einmal den Lauf des Uebels hemmen „und alle fremde, auch sogar eingebürgerte Worte „ausbannen wollen. — Dadurch wurde das sonst zum „Theil gute Vorhaben fast zu Spott gemacht.„

§. 27. „Ich will nicht in Abrede seyn, daß mit „den Franz- und Fremdenzen auch viel Gutes bey uns „eingeführt worden. Man hat mit einiger Munter- „keit im Wesen die deutsche Ernsthaftigkeit gemäßigt „u. s. w.„

Von den Anstalten zur Beförderung der deutschen Sprache heißt es: §. 20. „Weilen aber die Sach von „einem grossen Begriff, so scheinet selbige zu bestreiten „etwas grösseres als Privatanstalt nöthig, und würde „demnach dem ganzen Werk nicht besser noch nach- „drücklicher, als mittelst einer gewissen Versammlung „oder Vereinigung aus Anregung eines hocherleuchte-

„ten, vornehmen Hauptes mit gemeinem Rath und „gutem Verständtniß zu helfen seyn.„

§ 32. „Der Grund und Boden einer Sprache, so „zu reden, sind die Worte, darauf die Redensarten „gleichsam als Früchte herfürwachsen. Woher dann „folgte, daß eine der Hauptarbeiten, deren die deut„sche Hauptsprache bedarf, seyn würde, eine Muste„rung und Untersuchung aller deutschen Wörter, wel„che, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenigen „gehen soll, so jedermann brauchet, sondern auch auf „die, so gewissen Lebensarten und Künsten eigen; und „nicht nur auf die, so man hochdeutsch nennt und „die im Schreiben anjetzt allein herrschen, sondern auch „auf alle Provinzialworte, und letztlichen nicht nur auf „das, so noch in der Welt geredet wird, sondern auch, „was verlegen und abgegangen, wie sichs in uralten „Schriften und Reimen findet, daran der Opitz selbst „zu arbeiten gut gefunden.„

§. 33 „Es wurden hiezu eigene Bücher erfordert. „Ein Buch vor durchgehende Worte, ein anders vor „Kunstworte, und letztlich vor alte und Landworte, „deren erstes man Sprachbrauch, auf lateinisch Lexi„con, das andere Sprachschatz, das dritte Sprachquell „oder Glossarium nennen möchte.„

§. 54. „Es ist bekannt, daß viel Worte im gemei„nen Gebrauch kommen seyn, die von den Künsten ent

„lehnt oder doch eine gewisse Bedeutung von ihnen „bekommen, deren Ursach diejenige nicht verstehn, so „von solcher Kunst oder Profeßion nichts wissen, als „zum Exempel: Man sagt, Ort und Ende; man sagt, „erörtern. Die Ursache wissen wenige, allein man ver„steht es aus der Sprache der Bergleute; bey denen ist „Ort so viel als Ende, so weit nämlich der Stollen ge„trieben. Daher erörtern nichts anders ist als endi„gen, definire.„

§. 59. „Ein Hauptvorzug der Sprache besteht in „Reichthum an Worten. Obschon alles endlich durch „Umschweife und Beschreibung bedeutet werden kann, „so verliert sich doch bey solcher Weitschweifigkeit alle „Lust, aller Nachdruck, in dem, der redet, und in „dem, der höret; dieweil das Gemüthe zu lang auf„gehalten wird, und es herauskömmt, als wenn man „einen, der viele schöne Paläste besehen will, bey ei„nem jeden Zimmer lange aufhalten und durch alle „Winkel herumschleppen wollte; oder wenn man rech„nen wollte, wie die Völker, die (nach der Weigelia„nischen Tetracti) nicht über drey zählen könnten, und „keine Worte oder Bezeichnung hätten vor 5, 6, 7, 8, 9, „wodurch die Rechnung nothwendig sehr langsam und „beschwerlich fallen müßte.„

§. 60. „Der rechte Probierstein des Ueberflusses oder „Mangels einer Sprache findt sich beym Uebersetzen

„guter Bücher. Daher haben die Herren Fruchtbrin-„genden und ihre Nachfolger wohl gethan, daß sie „einige Uebersetzungen vorgenommen, wiewol nicht al-„lemal das Beßte ausgewählt worden.„

§. 61. „Nun glaub ich zwar nicht, daß eine Spra-„che in der Welt sey, die andrer Sprachen Worte je-„desmal mit gleichem Nachdruck und auch mit einem „Worte geben könne.„

§. 62. „Inzwischen ist gleichwol diejenige Sprache „die reichste und bequemste, welche am beßten mit „wörtlicher Uebersetzung zurechte kommen kann, und „dem Original Fuß vor Fuß zu folgen vermag.„

§. 65. „Zur Bereicherung der deutschen Sprache „wäre gewissen gelehrten Leuten aufzutragen, daß sie „eine Besichtigung, Musterung und Ausschuß anstel-„len, und die diesfalls in guten, deutschen Schriften „sich ersehn möchten, als sonderlich in des Opitzens „Werken, welche nicht nur in Versen herauskommen, „sondern auch in freyer Rede, dergleichen seine Her-„cynia, seine Uebersetzung der Argenis und Arcadia. „Es wäre auch hauptsächlich zu gebrauchen eines durch-„lauchtigsten Autoren Aramena und Octavia, die Ue-„setzungen des Herrn von Stubenberg und mehr der-„gleichen, wie dann auch Jesens Ibrehim Bassa, So-„phonisbe und andere seine Schriften mit Nutzen da-„zu gezogen werden könnten, obschon dieser sinnreiche „Mann etwas zu weit gegangen.„

„Ferner wäre auf die Wiederbringung vergessener „und verlegener, aber an sich selbst guter Worte und „Redensarten zu gedenken, zu welchem Ende die Schrif- „ten des vorigen Seculi, die Werke Lutheri und an- „derer Theologen, die alten Reichshandlungen, die „Landsordnungen und Willkühre der Städte, die al- „ten Notariatbücher und allerhand geistliche und welt- „liche Schriften, sogar des Reinecke Voſs, des Froſch- „mæuſelers, des deutschen Rabelais, des übersetzten „Amadis, des österreichischen Theuerdancks, des bayer- „schen Aventins, des schweitzerschen Stumphs und Para- „celſi, des nürnbergischen Hans Sachs und anderer „Landsleute nützlich zu gebrauchen.„

§. 69. „Bey der Einbürgerung fremder Worte sind „gewisse Stufen zu beobachten. Denn gleichwie dieje- „nige Menschen leichter aufzunehmen, deren Glauben „und Sitten den unsern näher kommen, also hätte „man ehe in Zulassung derjenigen fremden Worte zu- „gehelen, so aus den Sprachen deutschen Ursprungs „übernohmen werden könnten, als deren, so aus der „lateinischen Sprache und ihren Töchtern hergeholt.„

§. 74. „Erdenkung neuer Worte oder eines neuen „Gebrauchs alter Worte ist das letzte Mittel zur Be- „reicherung der Sprache. Es bestehn nun die neuen „Worte meistens in einer Gleichheit mit den alten, „welche man Analogie, das ist, Ebenmaß nennt und

„sowohl in der Zusammensetzung als Abführung in „Obacht zu nehmen hat.„

§ 75. „Je mehr nun die Gleichheit beobachtet wird, „und je weniger man sich von dem, so bereits in Ue- „bung, entfernt, je mehr auch der Wohlklang und „eine gewisse Leichtigkeit der Aussprache dabey statt „findet, und je mehr ist das Schmieden neuer Wörter „nicht nur zu entschuldigen, sondern auch zu loben.„

§. 104. „Die französische Nation hat einen Hof, nach „dem sich alles richtet; welches uns mit Wien auch „um deswillen noch nicht wol angehen wollen, weil „Oesterreich am Ende Deutschlands, und also die Wie- „nerische Mundart nicht wohl zum Grund gesetzt wer- „den kann, da sonst, wenn ein Kaiser mitten im Rei- „che seinen Sitz hätte, die Regel der Sprache besser „daher genohmen werden könnte.„

Einen würdigen Nebenbuhler von Leibnitz zeugte Deutschland an Lambert, und auch dieser hatte die Muttersprache mit philosophischem Scharfsinne studiert. Hierüber verweisen wir auf sein Organon, Band II, C. 2 — 10. „Eine Sprache,„ sagt Lambert, „ist „desto vollkommener, je mehr sie Möglichkeiten enthält, „aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebi- „gen Bedeutung zusammensetzen und abzuleiten, derge- „stalt daß man aus der Structur des neuen Wortes „seine Bedeutung verstehen könne.„ Der Schwung,

den durch solches Zusammensetzen oder Versetzen der Wörter die Sprache bekömmt, kann unter den Händen klaßischer Schriftsteller nach und nach zu einem Theil ihrer Art, ihres Genius (genius oder indoles) werden. So sind z. B. die Wörter: kugelrund, himmelweit, steinhart, meilenlang u. s. w. längst schon eingeführt worden. Füglich kann man diese Verbindung des Hauptwortes mit dem Beyworte wie die Conficienten in der Algeber betrachten. „Indeß scheint „es, nach Lambert, dem Genius unsrer Sprache zu„wider, wenn man etwann Hauptwörter mit solchen „Beywörtern zusammensetzt, die ein Vorwort fordern, „z. B. rußgeschwärzt, anstatt mit Russe geschwärzt; „Gottgeliebt, anstatt von Gott geliebt. Dergleichen „grammatische Ellipsen,„ fährt er fort, „scheinen zu „hart und machen solche Wörter den Lesern anstößig, „da man hingegen diejenigen gelten läßt, wo das „Beywort keines Vorwortes oder höchstens nur einer „Endung bedarf, wie z. B. in den Wörtern: gnaden„reich, demuthsvoll, sorgenlos u. s. w.„ Nichts destoweniger ergiebt sich aus der Kühnheit in den Zusammensetzungen der Neueren, daß durch Gewöhnung und unter dem Schutz grosser Schriftsteller auch Zusammensetzungen von der ersteren Art je länger, je weniger befremden. — So vortheilhaft auf der einen Seite die Artickel und Endungen bey den Nenn- und Beywör-

tern sind, so nachtheilig sind auf der andern Seite bey den Zeitwörtern die Hilfswörter: sind, haben, werden. Sie erleichtern die Erlernung der Sprache durch Begünstigung der Sprachähnlichkeit, allein sie machen es schwer, ohne Härte und Dunkelheit, und doch gedrungen und fortreissend zu schreiben. Hiezu kömmt noch, daß man sich beym Mangel der Ableitungstheilchen nicht selten zweyer Zeitwörter, statt eines bedient. Die Ebräer haben, (wie untern anderm Masclef und Ladvocat beweisen,) bey einer einzigen Conjugation sieben verschiedene Formen, die durch Abänderung oder Hinzusetzung eines einzigen Buchstabens die ganze Bedeutung verändern. Die Römer haben ihre Inchoativa, Frequentativa, Desiderativa, Diminutiva u. s. w. Die Italiener können ebenfalls durch Wegschneidung oder Beyfügung einer einzigen Sylbe dem gleichen Worte eine Schattierung von Hoheit oder Kleinheit, von Nachdruck oder Schwäche verschaffen. Im Deutschen sind dergleichen Ableitungen noch selten, so sehr man auch durch die Analogie dazu berechtigt seyn würde. So sagt man z. B. alten, ältlen, älteren; erkranken, kränkeln; lachen, lächeln; sausen, säuseln u. s. w.

Den Unbequemlichkeiten, welche die Hilfswörter und der Mangel an Ableitungen nach sich ziehn, fieng man an, durch Wiedereinführung der Mittelwörter wenigstens einiger massen zu steuern. Ungemein gewinnt da-

durch die Rede an Nachdruck und Kürze. Eigentlich will man im Deutschen nur zwo Arten von Mittelwörtern erkennen, dergleichen, lobend und gelobt, sind. Die erstere Art zeigt ein Thun an, die letztere ein Leiden. Indeß giebt es noch Spuren von andern. In den Titulaturen z. B. brauchen wir das Hochzuehrender Herr, und nach Aehnlichkeit, auch: die beyzulegende Sache, die anzustellende Reise u. s. w. Allerdings Participien, welche den lateinischen in dus ähnlich sind.

Ausser den Zeitwörtern scheinen auch die Beywörter und Partikeln einer besondern Betrachtung würdig. Ein Volk, dessen Sprache vor andern aus an Beywörtern reich ist, verräth dadurch zugleich einen höhern Grad der Aufmerksamkeit, des Scharfsinns und der philosophischen Abstraktionskraft. Für einen deutschen Uebersetzer wird es immer noch schwierig seyn, die Beywörter der Lateiner und Franzosen, besonders alle die topischen Benennungen ohne Umschreibung zu geben. Indeß haben um Einführung solcher Wörter ein Wolf, Meyer, Baumgarten u. a. grosse Verdienste. Wenn sie bisher noch weniger, als z. B. bey den Franzosen, auch aus der gelehrten oder Schulsprache in die Weltsprache hinübergehn, so geschieht es, weil sie noch neu sind, und weil das Volk in Deutschland noch weniger als in Frankreich kultivirt ist. Aus gleicher Ur-

sache ist bey uns die Anzahl der sinnlichen und metaphorischen Beywörter grösser als der eigentlichen; auch bedienen wir uns, wie die Morgenländer nicht selten des Nennworts, anstatt eines Beyworts.

Die Partikeln bestehn aus Zuwörtern, Vorwörtern, Bindwörtern, welche sämtlich die Verhältnisse der Zeit, der Lage, der Bewegung, der Ursache und Würkung, der Mittel und Absichten genauer und lebhafter bestimmen. Unsrer Sprache fehlts nicht an solchen Partikeln und auch an den feinsten Schattierungen derselben. Z. B. vor einem Jahr, nach einem Jahr, über ein Jahr, um diese Zeit, ausser dieser Zeit, gegen diese Zeit u. s. w. Eben so reich ist die Sprache an Bindwörtern. In Absicht auf die Sprache sind diese eben das, was die Zeichen in der Algeber, oder sinnlicher, die Nerven und Spannadern im Körper. Da sie sich auf den Zusammenhang der Rede beziehn, so ward durch ihre ungeschickte Anwendung ehmals der Vortrag gedehnt und verwickelt, er ward bald gelähmt, bald gichterisch. Durch geschicktern Gebrauch wußte man diesem Vortrag mehr Leben und Ründung zu geben. Ehmals, wie Mauvillon klagt, trennte man die Vorsetzwörter, an, auf, durch, aus u. s. w. so ungeheuer weit von dem Zeitworte, daß man sie oft zu Ende des Redesatzes suchen mußte, bevor man den eigentlichen Sinn fand. Vielleicht aber könnten philoso-

phische Sprachlehrer durch Vorschriften, durch meisterhafte Schriftsteller, durch Muster je länger je mehr sich solchen Verwerfungen entgegen setzen. Man sehe Bödikers Grundsätze der deutschen Sprache IV. St. §. 56-58. und St. III. §. 41. nebst Frischens Anmerkungen.

Da besonders auch die Homiletik den Charakter der Sprache bildet und charakterisirt, so können wir keineswegs unbemerkt lassen, daß in diesem Zeitraum auch die Kanzelberedsamkeit ihr güldenes Zeitalter erreicht habe. Schon im Jahr 1739. erschien eine vortrefliche homiletische Lehrart, und zwar nach dem Auftrag und Innhalt einer königlich Preußischen Cabinetsordre. Wie wichtig dem Herausgeber auch blos die Grammatik gewesen, sehn wir unter anderm aus folgender Stelle, Hpstk. XII. §. 14. „Es sind noch ein paar fehlerhafte Gattungen „der Schreibart zu merken, nämlich die übel zusam„menhängende und die übel punktirte. Die erste ist „wiederum zweyerley: entweder hängt die Schreibart „darum übel zusammen, weil sie gar keine Verbindungs„formeln hat; oder darum, weil sie derselben zu viel „hat. Das erste ist der Fehler der gar zu kurzen, das „andre der Fehler der gar zu weitläuftigen Art des „des Ausdruckes. Doch kann es noch eine dritte Art „von Fehlern geben, da man entweder übel zusam„men passende Bindewörter oder gar zu gekünstelte

„braucht, wie z. B. in Canzleyen, oder auf Rathhäu-
„sern und in Gerichtsstuben; oder wenn man auch
„ein und dasselbe Bindwort alle Augenblicke wieder-
„holt. Des ersten Fehlers machen sich viele schuldig,
„die auf die Kraft der deutschen Partikeln und auf ihre
„Verhältniß nicht recht Acht geben: und diese verwei-
„sen wir auf die deutschen Grammaticos und rathen ih-
„nen, ihre Muttersprache erst recht zu lernen. Die
„gekünstelten Bindewörter anlangend, so sind dieses
„alle, die im gemeinen Leben nicht vorkommen, z. B.
„massen, allermassen, sintemal, wannenhero, bevor-
„ab, alldieweil, gestalten, sachen nach, wann, dann,
„angesehn u. s. w.„

Ohne Zweifel trugen ausser den Mustern der Franzosen und besonders der Britten, auf der einen Seite Wolfs strengere Methode, auf der andern Seite die Wiederherstellung der klaßischen Auslegungskunst, zur Verbesserung des Styls bey.

Mit Erfolg trieb man erst noch in neuern Zeiten deutsche Philologie und Sprachkunst. Ausser einzelnen sehr feinen Bemerkungen über den Versbau, sind Klopstocks grammatische und orthographische Vorschläge vielmehr gefährlich als nützlich. Hingegen haben um die deutsche Sprachforschung, ausser Wachter und Haltaus, vorzüglich auch Oberlin, der Fürstabt Gerbert, Fulda, um die Synonimen Stosch, um die Sprachkunst über-

haupt und um einzelne Zweige derselben Bodmer, Hemmer, Heynatz, Diez, Dinkler, Nast, Junker, Mätzken, Rüdiger, Moritz, vor andern aus aber Adelung grosse Verdienste. Die historisch-critischen Abhandlungen dieses letztern über die Sprache, sein Magazin, seine Sprachlehre, sein Buch über den Styl, sind dem Patrioten unschätzbar, gesetzt auch daß er für das Sächsische etwas zu parteyisch seyn mag. Auch bemerken wir, daß er hie und da bis zur Aengstlichkeit für die Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache besorgt ist. Durchgängig opfert er diesen, freylich wesentlichen Tugenden des Vortrags, Kraft, Kürze, Nachdruck auf. (S. II. Band seiner Sprachlehre, Th. I. Abschn. 3. C. 3. §. 582.) „Zu den dunkeln und unverständlichen „Zusammensetzungen, sagt er, gehören besonders diejenigen, wo eine Präposition ausgelassen wird, und „welche in der neuern Dichtkunst so häufig geworden „sind, ungeachtet sie unmöglich Schönheiten seyn können, weil Härte und Dunkelheit sich in ihnen vereinigen: Die Donner-schwangern Wolken, die Blumen-bekränzte Flur, der goldbesetzte Hut, der schiff-besäte Fluß.„ Schon oben Abschn. 2. C. 8. §. 465. machte er die gleiche Anmerkung, und setzte hinzu: „Es ist ein irriges Vorurtheil, wenn man glaubt, „die gebundene Rede verstatte Härten, welche die ungebundene verbietet. Da die Dichtung der höchste

„Grad der sinnlich=schönen Rede ist, so muß sie sich „schlechterdings selbst solcher Härten enthalten, welche „die Prosa allenfalls übersieht.„ Eben so streng urtheilt auch Lambert in seinem Organon: nichts desto weniger finden wir dergleichen Zusammensetzungen nicht nur nicht weder dunkel noch hart, wir finden sie sogar in dem alltäglichen Sprachgebrauche gegründet. So z. B. sagt man ja Landmann, Landsmann, Handarbeiter, Kunst=erfahren, Erbzinsgut, Feldbaukunst u. s. w.

Wol hat noch kein Deutscher die Syntax so ausführlich behandelt wie Adelung: indeß auch da scheint er, auf Unkosten des Nachdruckes und der Kürze, allzupartheyisch für die grammatische Regelmäßigkeit. § 693. sagt er zwar: „Indessen können die Hülfswörter: haben und seyn, doch nur, wenn sie hinten stehn sollten, und die Deutlichkeit nicht zu sehr leidet, um der „kernhaften Kürze willen in der höhern und dichterischen Schreibart weggelassen werden:„ Bald hernach aber macht er eine Einschränkung, um so viel befremdender, da er sonst oben der Prosa mehr Freyheiten als der Dichtung gestattet: „In der gewöhnlichen „Schreibart, sagt er, macht die Weglassung der Hülfswörter allemal eine Härte, weil nicht die Kürze, sondern die höchste, mögliche Verständlichkeit ihr Grundgesetz ist. In vielen Provinzen sucht man etwas dar=

„inn, die jetztgedachten Hülfswörter, wenn sie hinten „stehn sollten, fast allemal wegzulassen, und glaubt, „man schreibe sehr körnig, allein einem hochdeutschen „Ohr von nur einigem Gefühle, ist solches, den Fall „der höhern Scheibart ausgenohmen, unerträglich, „weil die Kürze kein Vorzug seyn kann, so bald sie „Verstümmlung ist.„

Ueberall scheint der Mann kein Freund der Ellipsen. Nach dem §. 713. will er nicht die Zeit des Tages, (d. i. zur Zeit des Tages) sondern lieber am Tage oder bey Tage schlafen; nicht des Nachts, sondern in der Nacht träumen. Nach dem §. 714. soll man nicht aller Orten, sondern lieber an allen Orten seyn. Nach dem §. 715. soll man nicht Hungers sterben, sondern vor Hunger. Nach §. 716. nicht des Hochverraths anklagen, sondern wegen des Hochverraths; nicht des Schmucks entblössen, sondern vom Schmucke; nicht der Last entladen, sondern von der Last u. s. w.

In dem §. 806. schreibt der Verfasser mit Grund die leichte und glückliche Fähigkeit zu Inversionen oder Versetzungen der Declination der Nennwörter zu, diese verstattet nämlich eine Versetzung der Redeglieder, ohne daß dadurch die Deutlichkeit leidet. „Die Versetzung geschieht allein um des Nachdruckes willen, und „dieser gründet sich darauf, daß ein Nebenbegriff in „die Stelle des Hauptbegriffes gesetzt und dadurch zum

„vornemſten Gegenſtande der Aufmerkſamkeit gemacht „wird.„ Richtig iſt dieſe Bemerknng, ob aber auch folgende Anwendung derſelben? „Unerlaubt iſt die „Verſetzung, Eh Treu zu ſchwören ward zur Kunſt, „für Eh Treu zu ſchwören zur Kunſt ward; wo der „Nachdruck durch die Verſetzung nichts gewinnt, zu„mal da die Vorſetzung des Verbi in den meiſten Fäl„len unerlaubt iſt.„ Warum aber ſoll die Verſetzung des Zeitwortes weniger erlaubt ſeyn als jedes andern Wortes? Warum ſoll hier der Nachdruck durch die Verſetzung nichts gewinnen? Eh Treu zu ſchwören, d. i. was ſonſt ſo ganz, ſo gern und ſo natürlich aus dem Herzen floß, eh dieſe Aeuſſerung ward — zur Kunſt! Eben weil dieß Wort am Ende ſteht, ſo hält es uns auf und wir überlegen den ganzen Nachdruck deſſelben.

In dem §. 825. ff. ſchränkt der Verfaſſer den Gebrauch des Mittelwortes der vergangenen Zeit vielleicht etwas zu eng ein. So z. B. ſoll Flora nicht da ſtehn, das Geſicht nach ihren Blumen gekehrt; auch der Schäfer nicht, auf ſeinen Stab gelehnt. Freylich iſt ſehr bemerkenswerth, was er §. 828. ſagt: „Das Partici„pium Präteriti iſt an und für ſich zweydeutig, indem „es ſowol thätig als leidend gebraucht wird. Allein „ſo lang es ſein Hülfswort bey ſich hat, durch wel„ches ſeine Bedeutung näher beſtimmt wird, ſo hört

„auch die Zweydeutigkeit auf: Ich habe geschlagen, „ich bin geschlagen, ich werde geschlagen. Die Participial-Construction wirft aber das Verbum weg, „und nun würde die dem Participio anklebende Zweydeutigkeit nachtheilig werden, wenn ihr nicht durch „den Grundsatz vorgebeugt wäre, daß nur allein das „Hülfswort Seyn verschwiegen werden darf, oder mit „andern Worten, daß diese Zusammenziehung nicht gebraucht werden soll, wenn nicht das Participium eine „leidende Bedeutung hat.„ Wenn indeß der Sprachlehrer vielleicht allzustreng die geringste Abweichung als Crimen læsæ grammatices verdammt, so sind freylich viele von den neuern Schönschreibern und Kraftmännern so zügellos im Ausdruck, daß wol ein etwas strenger Priscian für sie keineswegs unnöthig seyn mag.

Am Ende fügt Adelung einen Abschnitt über die Orthographie an. Sein Grundgesetz ist: „Man schreibe „das Deutsche mit den eingeführten Schriftzeichen, so „wie man spricht, der allgemeinen beßten Aussprache „gemäß, mit Beobachtung der erweislichen, nächsten „Abstammung und des allgemeinen Gebrauchs.„

Noch müssen wir seines Wörterbuches erwähnen. Die Verfertigung eines solchen hatte schon lange vorher der sel. Rath Jablonsky der königl. Gesellschaft in Berlin vorgeschlagen. Den Entwurf dazu findt man in den Beyträgen zur critischen Geschichte der deutschen

Sprache, Poesie und Beredsamkeit, St. XIX. No. 10. Was die königl. Gesellschaft aus der Acht setzte, das leistete in neuern Zeiten ganz allein Adelung. Sein Wörterbuch ist ein Denkmal, das ihn und die deutsche Sprache verewigt. Wörterbücher von einzelnen Provinzialsprachen haben wir in diesem Zeitranm verschiedene erhalten, z. B. die nützlichen Idiotica des Mich. Richeys von der Hamburgischen, Joh Christoph Strodtmanns von der Osnabrückischen, Joh. Georg Bocks von der Preußischen Mundart, vor allen aber das schöne Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch der bremischen, deutschen Gesellschaft, welches vom J. 1767. bis 1771. in fünf Bänden in 8vo herauskam. Durch das Wörterbuch der hochdeutschen Sprache erhob sich Adelung zum Ruhm eines deutschen Richelets. So verehrungswürdig indeß sein Patriotismus, so bewundernswerth seine Talente und mannigfache Kenntnisse seyn mögen, so wenig können wir gleichwol unbemerkt lassen, daß er in seinem sonst so vortreflichen Wörterbuche nicht selten aus der Provinz des Sprachlehrers in das Gebiet des Künstlers hinübergeht, daß er Wendungen und Schwünge anführt, die nicht als Idiotismen zur Sprache, sondern die dem Schriftsteller als Schriftsteller gehören. Unnöthiger Weise begleitet er die Rubrik jedes Hauptworts mit einem Haufen Zeitwörter, z. B. Feuerschlagen, mit Feuer wer-

fen; Feuer anlegen; das Feuer geht aus; das Haus steht im Feuer; das Feuer löschen; der Schwamm fängt Feuer; Oel ins Feuer giessen; durchs Feuer laufen; Feuer speyen; zum Feuer verurtheilen. Wie viele andere Dinge kann man schlagen, werfen, anlegen, begiessen? Wie viele sieht man ausgehn, laufen, stehn, fangen u. s. w.? Wozu dient es, jedes zusammengeschmolzene Wort besonders zu mustern? So z. B. Feueranstalt; Feuerarbeit; Feuerberg; Feuerfarbe; Feuerufer u. s. w. Man könnte so viele anführen, als Dinge sind, die mit dem Feuer in Verhältniß stehn. Vielleicht allzukleinfügig scheinen diese Bemerkungen: Allein wenn wir sie nicht unterdrückten, so geschah es vornemlich in Rücksicht auf gewisse Pedanten und Puritaner, welche so gerne jede neue Ableitung und Zusammensetzung der Wörter als Schleichwaare verbannen, und nur diejenigen gestatten, die ausdrücklich in dem Wörterbuch einregistrirt sind.

Ut sylvæ foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt; ita verborum vetus interit ætas,
Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.

Nachschrift

von dem

Herausgeber.

Zu groß und ehrwürdig sind der Held und des Helden Begleiter, die vor unsern Augen auf der Litteraturbühne erschienen: wie sollten wirs wagen, zu solch einem Schauspiele noch einen Epilogen zu schreiben? Der Held ist ein — Grammatiker, aber er ists mit der Hoheit eines Tullius und Cäsars; Grammatiker, und ob wol darum weniger Friedrich der Grosse, der Einzige unter allen Monarchen, glänzender Eroberer, Schuzgott des Friedens, weiser Gesetzgeber, guter Vater des Volkes? O der Hochschreyer vor der Front eines Milizregiments oder auf irgend einer Gerichtsbanke! Mit Verachtung sehn sie auf Sprachstudium und Schulwissenschaften hinab; zu unwürdig ist ihrer der Umgang der Musen, und hiezu mangelts ihnen bey so vielen und wichtigen Geschäften an Musse! Euch wol, aber nicht Friedrich dem Einzigen! Doch verzeih mir heilige Asche des gekrönten Weisen! Er ist allzuerhaben zum Muster und Vorbild! *) Aber wenn Ihr es

*) Zu Sanssouci, wo jener alte Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedet und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt; wo er sein Volk regiert, wie der beßte Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des

nicht waget, ihm auch nur in der Entfernung zu folgen, wie wagt Ihrs denn, das zu verschmähen, was dem Verewigten — oder wenn Ihr nicht an ihn hinaufblicken dörft, — was seinen Rochov, Zedlitz und Herzberg, was auch in andern Staaten einem Minister von Schliefen, einem Hofkanzler von Gebler, einem Regierungspräsidenten von Gemmingen, einem Freyherrn von Möser, einem Statthalter von Dalberg, einem Abt Jerusalem u. a. zur Beförderung so wol der Ehre als des Glücks der Nation nichts weniger als gleichgültig ist, — Verbesserung des Geschmacks und der Sprache! Ihr erkennet keine Wissenschaft für brauchbar, wenn sie nicht unmittelbar die Finanzen bereichert, und Ihr bedenkt nicht, wie manche schädlichen Ausgaben, wie manche gröbere Ausschweifung,

geringsten Bürgers und Landmanns liest, und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunenden Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend etwas dabey zu suchen, als das gemeine Beßte, und wo er in der andern Dichter ist und Philosoph; herrschet weit umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde höret. Ich bestieg diesen Hügel zum erstenmal im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nah war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sey, und was ich wolle? Ich sah nichts, und gieng frey und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause. — So schildert die Wohnung des gekrönten Weisen Zimmermann im Werke über die Einsamkeit, Th. I. S. 3.

wilde Gemüthsbewegung, unglückliche Familienzwiste, Erschütterung der Gesundheit, mißmuthige Laune u. s. w. bloß der Umgang der Musen verhindert! Ihr bedenkt nicht, daß diese es sind, die uns in Welten, in Zeiten, in Gesellschaften von dem verschiedensten Karakter und Tone versetzen, die vor unserm Auge Menschen von allerley Ständen und Neigungen aufführen lassen, in solchen Umständen des Lebens, als wir sonst nicht zu sehen gewohnt sind! Solche Werke der Beredsamkeit, ächte treue Gemälde der Welt und Natur ergänzen unsere sonst einseitige und mangelhafte Erfahrung. Doch vielleicht begnügt Ihr Euch mit Ideen und Sachen; den Ausdruck, Schall und Klang überläßt Ihr dem spielenden Kinde. Freylich sind Worte, ohne Sachen, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle: allein (wir wiederholen die Frage, die wir auch sonst schon zu machen Gelegenheit hatten,) wie kann man denn die Sachen und Ideen anders, als durch Wörter, anschaulich darstellen? Und wie vieles hängt denn nicht von der Auswal und Verbindung des Wortes ab? Der Staatsmann, der Weltweise, die sonst so ängstlich die kleinste Einschränkung ihrer Begriffe bestimmen, verrathen vielmehr affektirte als wahre Genauheit, wofern sie diese Genauheit nicht überall fodern. Der geringste schiefe Zug verwandelt den schönsten Kopf eines Raphaels in die häßlichste Carri-

catur: eben so verwandelt ein einziges übel angebrachtes Wort den geistreichsten Gedanken in Unsinn. Wie befremdend ist dann nicht die Sorglosigkeit im Vortrage, da doch die Beyspiele häufig genug sind, daß das Glück oder Unglück eines Menschen, daß die Entscheidung des wichtigsten Rechtshandels, daß Secten und Religionsspaltungen, daß das Schicksal ganzer Nationen zuweilen nur der Wurf eines so oder anders fallenden Wortes sind? Ohnmächtig und müßig sitzt hie und da bey einer Kanzley oder in einem Gerichtshofe mancher sonst gutdenkende Mann, einzig aus Mangel an Sprache. Nur durch Uebung, Umgang und Lectüre aber gelangt man hierinn zur Fertigkeit.

Bey weniger Ausnahme, waren es bisher nicht die Grossen, sondern nur die Schriftsteller, welche den Geschmack und die Sprache beförderten. War es nicht so in jedem göldenen Alter der Litteratur? Auch ohne Schutz blühte Homer. Schon dichteten Virgil und Horaz, ehe noch August zu ihrer Ermunterung Zeit fand. Je weniger der Fürst oder fürstliche Akademien anfänglich sich um die Sprache bekümmern, desto freyer und mannigfacher verbreitet sie ihre Zweige; zugleich aber ist sie desto weniger sicher vor Auswuchs, und um so viel länger währt es, bis sie sich unter Regeln beugt, und bis diese Regeln durchgängig beobachtet werden. Die Sprache, (wenn ich mich so ausdrücken

darf,) gleicht hierinn dem Menschen selbst. Beyde haben mehr Energie, aber auch mehr Rohigkeit, so lang sie sich nicht von der ursprünglichen Naturfreyheit entfernen; beyde verlieren an Energie und gewinnen an Verfeinerung, je mehr sie sich gewöhnen, den Gesetzen oder einem Herrn zu gehorchen. Auch hierinn gleicht die Sprache dem Menschen, daß sie, wie dieser, zuerst aus der Kindheit hervortreten muß, ehe sie vor den Richterstuhl des Fürsten oder seiner academischen Räthe gehört. Sehr richtig bemerkt Affsprung, daß die Sprache, wie z. B. die griechische, auch ohne Sanction eines Wörterbuches und ohne die Schildwache einer Akademie zur vollen Stärke und Schönheit anwachsen kann. Hätte der grosse Friedrich die Sprache der Deutschen schon in seiner Jugend auf demjenigen Grade der Ausbildung gefunden, auf welchem sie jetzt glänzt, vielleicht würde er, (wie er selbst an d'Alembert schrieb,) statt französischer Gelehrten die Deutschen in seinem Musentempel vereiniget haben. Doch auch seine Vorliebe für die Franzosen scheint von wohlthätigem Einfluß auf die Deutschen gewesen zu seyn. Nicht nur lernten diese von jenen; es entstand überdieß eine edle Nacheiferung, welche in Deutschland schöne Geister erzeugte, würdige Nebenbuhler der geistreichsten Franzosen. Hätte der verstorbene König zu frühe die Nationallitteratur unmittelbar begünstigt, oder

wol gar selbst in deutscher Sprache geschrieben, vielleicht hätte sein individueller Geschmack und Ausdruck sclavische Nachahmung und allzu einseitige Manieren erzeugt. Ein Monarch, möchte man sagen, muß die Wissenschaften und Künste auf gleiche Weise beschützen, wie z. B. der grosse Friedrich die Religion, das ist, ohne öffentliche Ergreiffung irgend einer ausschliessenden Parthey. Durch Ehrenzeichen und Jahrgehalte werden Genie und Talente nicht so fast erweckt, als unterstützt und belohnt. Erweckt werden sie vornemlich durch Freyheit und Toleranz. Wem hat aber Deutschland Freyheit und Toleranz mehr zu danken, als eben dem verstorbenen König? Despotismus unterdrückt die Völker, und lähmt bey der Geburt jedes hervorstrebende Genie. Despotismus herrscht nach blinder Willkühr, und verbreitet gefahrvolle Unsicherheit. Mehr bedarf es nicht, um auf einmal allen Kunstfleiß und alle Wissensbegierde zu Boden zu schlagen. Wie erhaben erscheint nicht von dieser Seite der grosse Monarch? In dem vollen Besitz der unumschränktesten Gewalt, schränkt er diese Gewalt freywillig ein, und er kennt kein Interesse als das Interesse des Staats. Die vornemmsten Minister und Magistraten unterwirft er den allgemeinen Gesetzen, und sie haben keinen Einfluß, als nur nach bestimmt vorgeschriebener Methode. In allem, was die Sicherheit des Eigenthums, des

Leibes und Lebens betrift, hängt das Volk nicht von der Willkühr subalterner Bassas und Kadis ab, sondern ganz allein von den Gesetzen und von dem Souverain, und der Souverain ist so weit erhöht über das Volk, folglich so frey von Eifersucht und Eigennutz, daß das Volk von dem Drucke der Abhänglichkeit sehr wenig empfindet. Noch mehr thut dieser Einzige unter allen Monarchen. Nicht nur befödert er Ordnung und Sicherheit durch Einführung eines weisen Gesetzbuches, er zieht bey Verfertigung desselben jeden, der Rath zu geben im Stand ist, Bürger und Ausländer zu Rathe, und er selbst unterwirft sich den Gesetzen. Laut und öffentlich erklärt er, daß ihm in Justitzsachen ein Bauer so viel gelte, als ein Prinz. Bekannt ists in Berlin, wie zuweilen der König selbst vor Gerichte verfällt worden war. *) Bekannt, wie er unterm 4ten Jul. 1780. bey Gelegenheit eines Prozesses sich äusserte: „Mein lieber Staatsminister von Münchhausen, schrieb er, „ich bin weit entfernt, auf die Originalanlage der „Freyen von Rackwenitz, geb. Gräfin von Flemming, „mich einer unmittelbaren Entscheidung anzumassen. „Dieß würde ein Machtspruch seyn: und Ihr wißt, „daß ich solche verabscheue u. s. w.„ Wie der König, so der Minister. Als Großkanzler und Staats-

*) S. Hist. Portefeuille St. IX. Graues Ungeheuer, Jenner 1784. Berlin. Monatschrift, Jenner 1784.

minister, wurde Herr von Carmer gegen die Gemeinde zu Klein-Wirsewitz vor dem Kammergerichte zu Berlin verurtheilt. *) Bey solchen Gesinnungen, bey einem solchen Betragen des Hofes, wie sehr wird nicht der Muth des Nationalgeistes erhöhet! Um so viel kühnern Flug nimmt dieser Nationalgeist, da ihn nichts blendet und nichts schreckt, weder sultanischer Prunk um den Thron, noch päbstlicher Bannstral bey dem Altar. Auf solche Weise, wir können es nicht genug wiederholen, hatte Friedrich den Künsten und Wissenschaften die beßten Pflegammen gegeben, Sicherheit, Freyheit und Toleranz. Allzuweit würde es uns vom

*) Nichts dieneten Würde und Geburt, weder um Recht zu haben, noch irgend jemandem den Rang abzulaufen. So z. B. als dem König der Generalmajor von Jeetz den Feldprediger Schaukirch zur Probstey nach Anklam empfohlen, so erhielt Probst Reinbeck unterm 22sten Sept. 1740. folgende Kabinetsordre: „Ihr sollt mir melden, ob dieser Mensch gut ist, und die zu „diesem Amt erforderliche Fähigkeiten besitzt, indem ich nicht „gewillet bin, aus schlechten Leuten Pröbste zu machen.„ So schrieb der König eigenhändig einem gewissen Grafen, der für seinen Sohn beym Militärstande Beföderung suchte: „Junge „Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. „In England ist der Sohn des Königs nur Mitschipman auf „einem Schiffe, um die Manövres dieses Dienstes zu lernen. „Im Fall nun aus einem Grafen was werden, und er der „Welt und seinem Vaterlande etwas nütze werden soll, so muß „er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses „sind nur Narrenspossen; sondern es kömmt nur allezeit auf „sein Merite personel an.„ S. Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. Berlin bey Unger, Samml. I. 1786.

Ziele entfernen, wenn wir noch untersuchen sollten, ob die Toleranz nicht besser hätte können eingeschränkt werden. Im Vorbeygehn bemerken wir nur so viel, daß Libertinage und Sittenverderben auch solche Königsstädte vergiften, wo sehr wenig Spur von Freyheit und Toleranz ist. Daß Freyheit und Toleranz mit reiner Religiosität und mit unbefleckter Sitteneinfalt sich sehr wohl vertragen, könnten vielleicht gerade diejenigen Familien beweisen, deren Häupter diese Freyheit und Toleranz am eifrigsten befödern.

Diese edelsten Geschenke des Himmels gleichen der Sonne, die sich vor keinem Auge verschließt, und alles befruchtet. Wenn ihr wohlthätiger Stral die verjüngte Schöpfung mit Blüte schmückt, und schon im Keime den reichern Herbst und die güldene Erndte verkündigt, wer wagt es, diesem beseligenden Strale bloß darum zu fluchen, weil er neben der segenvollen Blüte auch ein Raupennest hervorlockt? Welche Blindheit, welcher Undank, wenn man nicht sehen will, daß es eben die Freyheit war, die so manchen Geist von den Ketten des grauen Herkommens entledigte, und zum Flug in einen weitern und höhern Gesichtskrais begeisterte; sie, welche so viele originelle Empfindungen und Phantasien erzeugte; sie, welche Wolfens Philosophie aus der Verbannung zurückführte, und Gleimen zum preußischen Tyrtäus erhob. Nur der Ehre und Freyheit

verdankt Preussen seinen Patriotismus und Heldenmuth.

Selbst unter dem Schlachtgewitter scheuchte Friedrich die Musen nicht weg. Nicht mit Verwüstung waren seine Kriege begleitet; nicht endlose, dornige Staatsprozesse, nicht verwickelte Erb- und Theilungsverträge, nicht verzehrende Auflagen entehreten seine glorreichen Siege. So wie in Rom und Griechenland, so blühten auch in Friedrichs Staaten zu gleicher Zeit mit den Lorbeern des Heldenruhmes die himmlischen Blumen des Genies. Gleich einem electrischen Feuerfunken gab der Krieg vermittelst des grössern Verkehrs so wohl unter den Deutschen selbst als mit den schon kultivirtern Britten und Galliern auch dem deutschen Nationalgeist eine günstigere Entzündung, und mitten unter dem Donnergebrülle spielte Friedrich auf seiner Flöte,*) be-

*) Selbst in der verzweifelndesten Lage behielt der König noch so viel nicht nur Gegenwart sondern auch Freyheit des Geistes, daß er den Plan seines Verhaltens in leichten Versen ausdrücken konnte. Zu der Zeit, als der Reichshofrath ihn aller seiner Reichsländer und der Churwürde verlustig erklärte, als Haddik seine Residenz brandschatzte, und er den schlimmsten Ausgang seiner Angelegenheiten besorgen mußte, schrieb er, (wie man aus Vie de Voltaire und in den Anekdoten und Karakterzügen aus dem Leben Friedrichs II., Sammlung III. S. 71. sehen kann,) an den französischen Dichter:

Voltaire dans son heremitage,
Dans un païs, dont l'heritage
Est son antique bonne foi,
Peut s'addonner en paix à la vertu du sage,

sang Ramler Friedrichs Triumphe und mahlte Kleist die Schönheiten des Frühlings.

Bey der Zurückkunft aus dem Schlachtfelde waren es nicht aufgethürmte Schaugerüste, verschwenderische Gastgebote, wilde Thierhatzen, wobey sich der Eroberer erholete. Zu groß für Lustbarkeiten, die nur in die Augen spielen und nur die gröbern Sinnen reitzen, suchte er reinere, wohlthätigere Freuden; er beföderte den Landbau und die Gewerbe, und so gelang es ihm, Wüsteneyen in Lustgärten zu verwandeln und Schöpfer einer ausserordentlichen Bevölkerung zu werden. Ungeachtet er früh und vorzüglich die Musen liebte, so vergaß er als weiser Hausvater nicht, für das Nothwendige zu sorgen; und nur hernach wendete er seine Aufmerksamkeit auch auf die Schönheit und auf die Annehmlichkeiten des Lebens. Mit den Künsten des Reichthumes waren mehr Musse und Bequemlichkeiten begleitet, und von selbst verschaften diese der Neugier, der Wissensbegierde, dem Geschmack und den edlern Künsten freyere Entfaltung. Hat sich nur einmal das eine oder das andere ausserordentliche Genie hervorgewagt, so kehren plötzlich alle Köpfe die Augen auf dieses neue Gestirn. Freylich entstehn anfangs ein Hau-

Dont Platon nous marque la loi.
Pour moi, ménagé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre & mourir en Roi.

sen Nachahmer, unvermerkt aber wählt jeder Geist eine neue Aussicht, jeder stralt in eigenem Lichte; einer aber hat den andern entzündet, und so sehn wir die Virtuosen aus noch so verschiedenen Fachen doch meistens in dem gleichen Zeitalter vereinigt. In dem gleichen Zeitalter, wenn auch nicht in derselben Hauptstadt. Wenn auch Deutschland keine Hauptstadt hat, die den Ton giebt, so ist doch unter Deutschlands Städten Berlin, was unter den griechischen Athen war. War Athen deswegen weniger die Stadt der Minerva, weil nicht aus ihrem Schosse jeder schöne und grosse Geist hervorwuchs, weil einen Theophrast Lesbos, einen Pindar Böotien, einen Theokrit Sicilien, und selbst den größten Dichter, Homer, eine unbekannte Stadt gebar? Ist Griechenland weniger das Vaterland der Künste, ist die griechische Sprach weniger die reichste und schönste, weil die griechischen Staaten keine Hauptstadt anerkannten, und keine Akademie der Vierziger hatten? Wie ungemein fruchtbar ist nicht Berlin an den geistreichsten Köpfen? Wie mancher aus andern Provinzen fand nicht da die günstigste Aufnahme? Und wo glänzt an irgend einem Ende von Deutschland ein grosser Geist, dessen Werke in Berlin nicht so gut, als an irgend einem Orte, geprüft und geschätzt sind? Vorzüglich auch dadurch unterscheidt sich Deutschlands Athen, daß wenig andere Städte mit Genie

und Talenten mehr Geschmack und feine Kritik verbinden.

Woher dieß? Nur durch geselligen Umgang, nur durch vertraulichere Gemeinschaft zwischen dem Weltmann und dem Gelehrten wird der Geschmack sich veredeln. Unter Deutschlands Fürsten war wol Friedrich einer der ersten, der die Scheidwand aufhob zwischen dem Grossen und zwischen dem Schriftsteller. Aus der gelehrten Zelle führte er die Musen zum Throne, oder vom Throne wendete er sich gerne zu den gelehrten Symposien. Wahr ists, daß es meistens nur auswärtige Litteratoren waren, in deren Umgange er den Monarchen vergaß, und selbst Gelehrter ward: allein wie wenig Andere hätte er noch in seiner Jugend gefunden? Immer gab er den Ton, und grossentheils seinem Beyspiel verdankt man's, daß seither die grosse Welt und die gelehrte Welt, der Mäcen und sein Horaz, Mars und Apoll, weniger getrennt sind. In dem Umgange der schönen Welt verliert der Gelehrte seine Pedanterie, und je mehr er diese verliert, desto nützlicher, nicht bloß willkommener ist er dem Grossen. Welche Vortheile wird nicht dieses gegenseitige Reiben der Gelehrsamkeit und der Sprache verschaffen? Warum vormals so viele Schulgelehrte, und so wenig Philosophen für die Welt? Warum so wenig socratische Weisheit? So wenig aus dem Leben selbst geschöpfte

Beobach-

Beobachtungen? So wenig der Welt und Natur abgeborgte Sittengemälde, anwendbare treue Geschichtbücher, Schauspiele, Erzählungen, gemeinnützige ausführliche Vorschläge? Ohne Zweifel weil die Schriftsteller meistens nur in dem Cabinet oder auf dem Lehrstuhl, nicht in der Welt lebten. Wie wenig deutsche Scribenten lassen, wie z. B. unter den Römern ein Cicero und Plinius, in dem Autor auch den Menschen und Bürger, in der Büchersprache auch die Sprache des geselligen Umganges durchschimmern? Wie viele Vortheile zog nicht der griechische Schöndenker aus der Unterhaltung der Socraten, der Aspasien, der Pericles.

Den Musen gönnte Friedrich Freyheit; Friedrich Wilhelm gewährt ihnen Belohnung. Nicht nur den französischen, auch den deutschen gewährt er Aufmerksamkeit. Und wie viel mehr verdienen sie es heut zu Tag, als in der Jugendzeit seines grossen Vorgängers? Wie vieles darf sich nicht von dem neuen Könige die deutsche Litteratur und Sprache versprechen? Dacht' er nicht in den ersten Tagen seiner Regierung mit königlicher Freygäbigkeit an Deutschlands Horaz, zog er nicht schon einige von unsern klaßischen Schriftstellern in seine Akademie, stellte er nicht an die Spitze dieser Akademie seinen und seines grossen Ahnherrn Herzberg? Je mehr er die deutsche Sprache begünstigt, desto mehr wird sie auch als Sprache des Hofes, des

Staatskabinets, der Bühne sich veredeln, desto mehr auch Sprache der schönen und grossen Welt werden, desto mehr und desto feinere Ideen und Empfindungen mit Nachdruck und mit Anmuth ausdrücken lernen.

„Man klagt darüber,„ sagt Garve in der Vorlesung über den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unsrer Sprache und Litteratur, „daß unsre „Grossen unsre Bücher nicht lesen. Keine Werke der „Philosophie,„ fährt er fort, „erlauben mehr Erhabenheit im Ausdrucke, mit mehr Scharfsinn in der „Untersuchung, als die, welche von Verwaltung der „Staaten handeln. Keine ziehn die Aufmerksamkeit „der Staatsmänner und der Grossen mehr auf sich. „Wenn es uns gelänge, unsern Fürsten einen deutschen „Montesquieu in die Hände zu geben, vielleicht würden sie dann auch unsre Klopstocke und Geßner, unsre Moses und Leßinge lesen.„ Und haben wir denn nicht hiezu die frölichste Aussicht? Sehn wir nicht von Deutschlands vortreflichen Schriftstellern im Staatskabinet, und Geheimräthe und Kabinetsminister am Schriftstellerpulte? Dürfen wir nicht von den Denkschriften eines von Herzberg, und von Dohms politischen Abhandlungen Umschaffung des Kanzleystyls und überhaupt mit Veredlung des Nationalgeistes auch Veredlung der Sprache erwarten?

Meinen Epilog kann ich nicht beschliessen, ohne daß

ich noch eines andern Verdienstes erwähne, das der verewigte Friedrich um Sprache und Gelehrsamkeit hat, des Verdiensts um die Ausbreitung und Benutzung der alten klaßischen Litteratur. Was in Absicht auf die abwechselnden Lehrformen in der Theologie der Kanon ist, das sind in Absicht auf die Veränderungen des Geschmacks die Meisterstücke der Griechen und Römer, untrüglicher Maßstab des Wahren und Schönen. Regeln allein taugen für den Geschmack eben so wenig, als für ächte Religiosität symbolische Bücher. Muster und Beyspiele des Guten bedarf es: allein wie unterscheiden wir die nachahmungswürdigen von den bloß täuschenden? Immer leben wir in einem von den drey Zeitaltern der Litteratur, entweder in ihrer Kindheit, oder in ihrem reifern Alter, oder zur Zeit ihres Verfalls. Ob wir uns nicht selbst blenden, ob wir unpartheyisch genug unser eigen Zeitalter prüfen, ob wir uns nicht gerne das unsrige als gülden träumen, wenn es auch eisern ist? Hierüber unbefangen zu urtheilen, dürfen wir nur die Künste bey einem Volke beobachten, wo sie stuffenweise ihre Kindheit, ihr Wachsthum und ihren Verfall gehabt haben. Nichts bildet den Geschmack mehr, nichts giebt uns einen richtigern Begriff von dem wahren Schönen als eben die Vergleichung dieser drey Perioden. In die Kindheit der Künste zurückgeworfen, bewundern wir, was

Kinder, oder noch rohe ungebildete Menschen bewundern. Anfangs ist dem erwachenden Genie alles neu; alles Neue fällt stark auf; alles, was stark auffällt, drückt man stark aus; leicht wird man schwülstig, verworren, ungleich, regellos. In dem reifern Alter, bey mehr Erfahrung, Ueberlegung und Bildung, verschmäht man das Uebertriebene, und man liebt mehr Ebenmaß, Einfalt und Wahrheit. Unvermerkt fängt man an, über das Schöne zu raisonnieren, und man empfindet es weniger, oder man sucht doch mehr Feinheit als Nachdruck. In diesem Zeitpunkt erhalten die Kunstwerke den höchsten Grad der Korrektheit. Endlich naht der letzte Zeitpunkt mit gänzlichem Verfall. Man sucht nämlich Fehler in den Mustern; man schmeichelt sich diese zu übertreffen, indem man ihre Fehler auszuweichen glaubt. Oder wenn man sie fehlerlos findt, wenn man das Schöne in jedem Fache erschöpft sieht, so wird man muthlos, und gleichsam aus Verzweiflung stürzt man sich in irgend einen bisher unentdeckten Abgrund. Ohnehin ist der Hang zum Ausserordentlichen und Neuen weit allgemeiner und heftiger, als die Liebe zum Schönen, welches geübte Aufmerksamkeit fodert. Wasfür ein Mittel braucht denn in diesem Zeitalter des Verfalls der Virtuos, wenn er sich unter der Menge hervordrängen will? So bald die Natur erschöpft scheint, so baut er sich eine Chimären-

welt. Die Zeitverwandten werden geblendet. Denjenigen würde man für stumpf und blödsinnig erklären, der das sanftere Licht des Gestirnes dem Schimmer luftiger Meteoren vorziehen wollte. Auf solche Weise können, wenigstens für eine Zeitlang, gute Schriftsteller von schlechten, wenn sie nur sonderbar sind, besonders in einer noch nicht gestorbenen, aber sich immer verwandelnden Sprache, verbannt werden. Gegen diese Gefahr und Unsicherheit empfiehlt der königliche Kunstrichter als den beßten Leitfaden das Studium der Alten. Er empfiehlt es nicht nur; er macht zur Beföderung desselben die vortreflichsten Anstalten; er unterhält sich darüber mit dem würdigen Schullehrer Meierotto; er fodert Garven zur Uebersetzung und Kommentirung des Cicero auf, und beehrt ihn dafür mit besonderer Belohnung; er hat in seinen Staaten glückliche Uebersetzer und Ausleger der Alten, und unter seinen Staatsministern sind Männer, die ihren Tacitus und Xenophon in der Grundsprache studieren.

Auf dreyerley Weise kann man die verewigten Denkmale der Römer und Griechen behandeln; man kann sie entweder studieren, oder nachahmen, oder auch übersetzen. Man erlaube, daß wir jede Art besonders berühren:

Gute Uebersetzungen der Alten zeigen uns, wo nicht

in dem ausgearbeiteten und feinen Kolorit eines Gemäldes, doch gleichsam in einem treuen Kupferstich, ihre Grösse und Schönheit. Indem uns der Uebersetzer mit dem Geiste, dem Geschmack und den Gesinnungen der grossen Römer und Griechen bekannt macht, bildet er dadurch auch unsern Geschmack und unsre Gesinnungen. In dem Uebersetzer erscheint durch eine Art Metempsychose der Originalautor. In der Uebersetzung schmiegt sich zwar die Sprache nicht sclavisch an die Sprache des Grundtextes an, aber je mehr dieser jene ohnehin in Absicht auf Vorwörter und Endungen, in Absicht auf Versetzungen und Zusammensetzungen, vielleicht überhaupt in Absicht auf gemeinschaftlichen celtischen Ursprung verwandt ist, je mehr sie noch Freyheit zur Ausbildung hat, desto mehr bereichert sie sich aus dieser Sprache des Originals. Wenn Cicero und Plinius den Römern Uebersetzungen aus dem Griechischen anriethen, so thaten sie's, weil die römische Sprache grossentheils von der griechischen abstammete: und wie viel Vergleichungspunkten hat nicht mit dieser letztern die deutsche? Wär auch zwischen beyden noch so wenig Verwandtschaft, wär auch (wie es denn seyn mag) zwischen uns und den Alten, zwischen ihren Zeit- und örtlichen Umständen und den unsrigen der Unterschied noch so auffallend, so ist doch die Darstellung ihrer Geistesgeburten durch Uebersetzungen immer eben so in

teressant, als z. B. Darstellung fremder Zeiten und Länder in den Geschicht- und Reisebeschreibern.

Von dieser Seite betrachtet scheinen Uebersetzungen, nämlich gute, zwar weniger möglich, aber, in wiefern sie möglich sind, weniger dem Mißbrauch unterworfen, als Nachahmungen. Bey den Nachahmungen frägt es sich, wasfür Werke nachgeahmt werden, ob Werke, vorzüglich des gelehrten und philosophischen Forschungsgeistes, oder, vorzüglich des Geschmacks und der Einbildungskraft? Weniger Schwierigkeit scheint die erstere zu haben. In den philosophischen Schriften machte sich Cicero kein Bedenken, von den Griechen bald die Form, bald den Innhalt zu borgen: In den Reden hingegen verräth er nichts von Nachahmung weder eines Demosthenes noch Isocrates. Warum befremdet es nicht, wenn der Gang und die Methode, wenn selbst die Hauptideen in dem Werke des einen Philosophen mehr oder weniger gerade so sind, wie in dem Werke des andern? Ohne Zweifel weil die philosophische Wahrheit selbst sich gleich ist, gleich im Panätius und im Cicero, gleich im Plato wie im Shaftesbury; ohne Zweifel, weil man von dem Philosophen einen gleichförmigern, regelmäßigern, ruhigern Gang erwartet, als von dem Redner und Dichter. Bey der Nachahmung dieser letztern kömmt es darauf an, ob's Nachahmung im Ganzen, ausschliessende Nachahmung

irgend eines Lieblings, oder nur einzelner Stücke bald aus diesem bald aus jenem Werk sey? Die erstere Art giebt dem Schriftsteller, so wie dem Künstler, eine steife sclavische Manier. Ein solcher Nachahmer stellt gerne entweder zu wenig oder zu viel dar. Durch Erinnerung an das Original verräth er theils den schlechtern Gehalt, theils den Mangel an eigener Erfindung und Wärme. Gleichwie sehr leicht eine Parodie auf das Original ein widriges Licht wirft, so das Original auf die Nachahmung. Nicht selten sind mit den Nachahmungen zweyerley Ausschweifungen verbunden. Die eine ist nur lästig und lächerlich; die andere gefährlich. Von der erstern Art waren unter den Franzosen viele von den Gedichten der Ronsard, Dü-Bartas, St. Amand, Racan in vorgeblichem griechischem Geiste, unter den Deutschen das frühere Emporstreben eines Oests und Naumans, ja zuweilen auch eines Lange und Pyra. Von gleicher Art jene ehmalige Sucht, ciceronianisch zu schreiben. Wenn Leo X. zum Türkenkriege per Deos atque homines auffoderte, wenn Muret die Feyrung der Messe durch Litare Diis Manibus ausdrückte, so glich diese Mischung des Modernen mit dem Alten, des Fremden mit dem Einheimischen einem Schauspiel, wo die römischen Helden in Alongenperüken erscheinen. Also nicht nur Nachahmung des Ganzen, auch Nachahmung einzelner Theile wird lächerlich, wenn diese

Theile von fremdartiger Natur und nicht sehr glücklich verwebt sind. Ja, selbst noch so glücklich verwebt, fallen die entlehnten Theile demjenigen, der dem Entlehner auf die Spur kömmt, etwas sonderbar auf. Wenn er auf der einen Seite mit Beyfall die Kunst bemerkt, so schwächt auf der andern Seite diese Bemerkung den rührenden Eindruck.

In gewissen Fällen kann zu weit getriebene Nachahmung sogar gefährlich und verderblich werden. Alsdenn nämlich, wenn sie zur höchsten Täuschung, zur gänzlichen Umschaffung emporsteigt, wenn sie eine Nation in die andere, ein Zeitalter in das andere verwandelt. So z. B. bemerkt Hobbes, daß enthusiastisches Lesen der Alten vormals in England nicht geringe Ursache zur Hervorbringung ähnlicher Scenen, wie die römischen und griechischen Bürgerkriege, gewesen. Freylich ein seltener Mißbrauch, und wol nur begreiflich bey Köpfen, die ohnehin schon vom Fieber angesteckt sind! Ein solcher Mißbrauch selbst der heiligen Bücher hat wol ehevor Cronwelliaden und Münzeriaden veranlaßt.

Macht aber der Mißbrauch der Nachahmungen jede Art der Nachahmung verwerflich? Oder haben nicht vielmehr Virgil den Homer, Terenz den Menander, Horaz den Alcäus, und unter den Neuern Boileau und Racine in Frankreich, Wieland und Ramler in

Deutschland die Alten so nachgeahmt, daß auch sie Muster der Nachahmung geworden? Sie ahmten zugleich die Natur, sie ahmten die Alten, wie diese die Natur nach, mit Maßstab und Wag in der Hand, und immer in Rücksicht auf die verschiedenen Erfordernisse des verschiedenen Charakters der Zeiten und Länder. Wenn sie sich in die Lage ihrer grossen Vorgänger versetzten, so versetzten sie in Gedanken auch diese in ihre eigene Lage. Virgil schrieb, wie es Homer an Augusts Hof gethan haben würde; Racine verpflanzte den Euripides nach Frankreich; Ramler den Horaz nach Berlin. Die einheimischen Lustgärten schmückten sie nur mit solchen exotischen Blumen, die sich mit ihrem National-Clima vertragen, und deren Blüte nichts von allzukünstlichem Triebwerke verräth. Bey einer solchen Nachahmung unterscheidet man, wie bey dem Unterricht der Historie, zwischen Mensch und Natur überhaupt, und zwischen Mensch und Natur in diesem oder in einem andern Costum. Ausführlicher darf ich hierüber nicht seyn. Die königliche Societät zu Berlin hat auf das Jahr 1788. einen Preis auf die Frage ausgesetzt: „Wie kann die Nachahmung so wol „alter als neuer fremder Werke schöner Wissenschaften „den vaterländischen Geschmack entwickeln und ver„vollkommnen?„ Das academische Problem verdient, von geübtern Händen aufgelöset zu werden.

Den unschuldigsten und vielleicht vielfaltigsten Nutzen gewähren die Alten, wenn sie nicht etwa nur nachgeahmt, nicht etwa nur übersetzt, sondern überhaupt wenn sie von allen Seiten studiert werden. Warum war wol vormals dieses Studium so sehr aus der Mode gekommen? Auf der einen Seite wurde es für die immer mehr überhand nehmende Weichlichkeit zu mühsam, und die hohen Gegenstände desselben lagen allzuweit ausser dem eingeengten Gesichtskrais der heutigen formalistischen Alltagswelt: auf der andern Seite schreckten von diesem Studium so viele Pedanten zurück, die nicht nur daneben alle andern Studien, freylich aus Unkunde, verachteten, sondern sich auch mehr mit der Schale als mit dem Kern des Alterthums beschäftigten. Wenn auch selbst Micrologie, wenn auch schon blosse Wortkritik interessant und lehrreich seyn kann, so ist es doch nicht sie allein, die der König empfohlen, und die auf seinen Schulen geübt wird. Das Studium der klaßischen Litteratur umfaßt Beydes, so wol den Innhalt als den Ausdruck und Vortrag.

Schon an sich selbst, nicht nur als Werkzeug und Schlüssel der Weisheit, verdienen die dem Buchstaben nach mit Recht so geheissenen gelehrten Sprachen unsre besondere Aufmerksamkeit. In diesen Sprachen, in der Zusammensetzung und Ableitung ihrer Wörter ent-

decken wir die subtilesten Geheimnisse der Logik und der Aesthetik, wir entdecken darinn wichtige Angaben zu einer allgemeinen philosophischen Sprachlehre, die die Sprachlehre der besondern Völker theils erleichtert, theils auch zuweilen verbessert; endlich führen uns diese Sprachen auf eine Menge Farbenmischungen in Gedanken und Empfindungen, welche die größten Geister durch eigne Wörter und Wortfügungen fühlbar gemacht haben.

Wenn die alten Sprachen in solcher Rücksicht studiert werden, wie sehr müssen sie nicht den Geschmack und die Empfindung verschönern und bilden? Die Sprache ist nicht nur das Gewand, sie ist gleichsam der Körper der Gedanken. Gleichwie der Einfluß zwischen Geist und Körper gegenseitig ist, so auch zwischen Sprache und Denkart. Die Sprache der Alten führt zu dem Geiste der Alten, ihr Geschmack am Schönen führt zu ihrem Geschmacke am Guten. Wer stellte jemals das Gute und Schöne treuer und lebhafter, wer in so mannigfaltigen Formen und in einem so warmen Colorit vor, als eben die Griechen und Römer? Und woher wol, als weil sie es öfterer, näher bey der Natur, ohne formalistische Ziererey, weil sie es aller Orten, auf dem Marktplatze und in dem Innern des Hauses, im Grossen und im Kleinen, in der belebten und in der leblosen Schöpfung,

besonders auch weil sie es gemeinschaftlich und öffentlich, weil sie es unter reinerm Himmel, in einer noch nicht welkenden Welt, mit lauter Theilnehmung, als Mitbürger, nicht bloß als müßige Zuschauer, sondern als selbstthätige Männer beobachteten! Freylich ist auch Roms und Griechenlands Bühne nicht frey von Narren und Schurken: allein selbst diese intereßiren durch ihre Originalität, und, wie der Schatten das Licht, erhöhen sie die Helden und Virtuosen, indem sie diese nicht (wie es zuweilen heute geschieht) muthlos machten, sondern zu desto feurigerm Widerstande erhitzten.

Ausser dem Heldenmuthe und der Vaterlandsliebe, wozu die Muse der alten Geschichte begeistert, steckt sie auch überhaupt das helleste Licht auf, sie macht uns zu Zeitgenossen mehrerer glänzender Jahrhunderte, und erweitert unsere Erfahrung, indem sie uns (was in der wirklichen Welt selten geschieht) das Ganze, indem sie dieses mit unumfangenem Blick überschauen lernt. Wenn die Geschichte die Königin der Zeiten und der Polstern der Nachwelt ist, welch ein hoher Rang gebührt denn nicht in der allgemeinen Weltgeschichte der Historie Roms und Griechenlands? Nicht nur verdienen Roms und Griechenlands Schicksale, ihre Staatsklugheit, ihre Verfassungen, Gesetze, Künste und Sitten schon an sich ganz besondere Aufmerk-

samkeit, sondern diese Staaten haben auch auf die entferntesten Länder und Zeiten den mannigfaltigsten und wichtigsten Einfluß gehabt, und von ihnen hat Europa einen beträchtlichen Theil der Cultur und der Gesetzgebung geborget. Keineswegs also dürfen wir uns beym Lesen der klaßischen Geschichtschreiber bloß bey der Sprache und dem mahlerischen Ausdrucke verweilen. Wenn wir hiebey stehn bleiben, sagt irgendwo Casaubon, so handeln wir eben so kindisch, als wenn wir die herrlichsten Früchte eines Baumes verschmähen, und uns nur mit dem Anblicke der Blätter belustigen. Eben so kindisch, wenn wir das Gedächtniß nur mit Namen und Jahrzahlen füllen, ohne die Urtheilskraft durch die Beobachtung des Gangs der Geschäfte zu schärfen. Philosophie für das Leben und für die Welt ist die alte Geschichte.

Die alte Philosophie ist von zweyerley Art.*) „Die „eine nicht sehr von unsrer Schulwissenschaft verschie„den, in den Schulstaub verbannt, ohne daß sie in „die Welt hervortreten oder auf häusliche und bürger„liche Glückseligkeit von beträchtlichem Einflusse seyn „kann. Von dieser Art ist die Epikuräische und stoi„sche Philosophie. Von ganz anderer Art hingegen ist „die Philosophie des Pytagoras und Socrates, die

*) Man sehe Ernesti's Zueignungsschrift bey seiner Ausgabe von Ciceronis Operibus. S. 57.

„Philosophie der Academiker und Peripatetiker, eine „reiche Quelle der Lebensweisheit, der Staatskunst „und der Beredsamkeit.„ Diese Philosophie erscheint in dem reizendesten Gewande, sie führt alles auf die menschliche Wohlfahrt zurück, und selbst, wenn sie zuweilen ausschweift, übt sie doch immer den Tiefsinn.

Geschichtschreiber und Philosoph im Geiste der Alten war Friedrich. Heil ihm, der noch am Abend des Lebens durch weise Vorkehr die Flammen des Krieges in den ersten Funken erstickte, und mitten im Schoosse des Friedens die wohlthätigsten Eroberungen machte, Eroberungen im Reiche der Gelehrsamkeit! *) Ewig seyd uns geseegnet, friedliche Musen!

Vos Cæsarem altum, militia simul
Fessas cohortes abdidit oppidis,
Finire quærentem labores,

*) Eroberungen? Dem verstorbenen Könige schmeichelte die Erwerbung eines Weisen nicht weniger als die Erwerbung einer Provinz. „Ich bitte ihn,„ schrieb er an Reinbeck, „sich „um Wolfen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahr„heit sucht und sie liebt, muß in aller menschlichen Gesell„schaft werth geachtet werden, und glaube ich, daß er eine „Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er „den Wolf hieher persuadirt.„ S. Wolfens Leben bey Büsching.

Piërio recreatis antro,
Vos lene consilium & datis, & dato
Gaudetis almæ.

Hor. Od. III, 4.

Druckfehler.

Seite 94 Zeile 7 soll es heissen Meierotto statt Meieretto.

XX XI. 89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meister, Leonhard,

Friedrich des Großen ... Rücksicht ... auf Verbesserung der teutschen Sprache

Zürich 1787

L.germ. 175
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584051-4
VD18 14567628-001